

BIBLIOTHEK DES ORIENTS

WALTER M. WEISS
KURT-MICHAEL WESTERMANN

IRAN

LAND DER ROSEN
UND DES SCHLEIERS

EDITION CHRISTIAN BRANDSTÄTTER

Mit seinem nach den Werken *Basar, Syrien, Vereinigte Arabische Emirate und Oman, Marokko* und *Ägypten* bereits sechsten Band in der *Bibliothek des Orients* präsentiert das Autorenteam auf gewohnt feinfühlig Weise diesmal ein Land, dessen Bild aus europäischer Sicht wie kaum ein zweites von Klischees geprägt ist. Denn monarchischer Glanz und später revolutionärer Furor lenkten viele Jahrzehnte alle Blicke auf sich und ließen weitgehend vergessen, auf welch ungemein traditions- und facettenreiches Erbe diese stolze Kulturnation zurückblickt; welch grandiose, extrem kontrastreiche Landschaften sie umfaßt und wie warmherzig ihre mittlerweile über sechzig Millionen Bewohner fremde Gäste zu empfangen pflegen.

Zu einer Zeit, da Teheran einen politischen (Vor-)Frühling erlebt, dementsprechend mit dem Westen neue Bande knüpft und sich letzterer anschickt, den Iran auch als faszinierendes Reiseland wiederzuentdecken, leistet dieser opulente Band herausragende Aufklärungsarbeit: Lädt er doch in Text und Bild zur ausführlichen Erkundung sowohl der vieltausendjährigen Geschichte von Kyros bis Khomeini als auch der nicht minder spannenden Gegenwart. Mit ihm in der Hand erforscht der Leser Irans fruchtbare Ebenen und unerbittliche Wüsten, seine schroffen Gebirgszüge und langen, weitgehend unverbauten Meeresufer. Auf der alten Seidenstraße gelangt er zu entlegenen Derwischklöstern und Karawansereien, besichtigt die erhabenen Ruinenstätten der Antike sowie Teherans kostbare Museen und Paläste, aber auch die Mausoleen schiitischer Märtyrer und legendärer Poeten. Er lernt über die lange Tradition der Erzeugung von Tee und Teppichen, von Erdöl, Pistazien und Kaviar, besucht Fußballstadien, Passionsspiele, Nomadenfeste. Und er bummelt durch die Basare märchenhafter Städte, allen voran Täbris, Schiras und Isfahan.

In einem umfangreichen – wie stets mit Zeittafel und Glossar ergänzten – Interview-Teil kommen führende Religionsforscher, Politologen und Publizisten, aber auch Hausfrauen und Jugendliche, Teppichhändler, Cineasten und poetische Geschichten-erzähler zu Wort.





IRAN

LAND DER ROSEN
UND DES SCHLEIERS



Autor und Photograph bedanken sich bei folgenden Personen herzlich für Rat und Tat: Wolfgang Bartelt, Ferdi Besim und Fritz Langauer, Franz Culik, Hanne Egghardt, Mirza Ghajar, Siegfried Haas, Hossein Kashkouli, Mohammed Kazemtouri, Manouchehr Mobarakeh, Nosratollah Rastegar, Ali Schagagi, Karin Schiefer, Alireza Tavakoli, Susa und Reza Sheikoleslami sowie Elisabeth und Claudia Vidotto. Weiterer Dank gilt Austrian Airlines für zwei Freiflüge und – ganz besonders – Sepehr Sepahrom.

Die Deutsche Bibliothek -
CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation
ist bei der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

1. Auflage 2000

Die graphische Gestaltung des
Werkes sowie der Entwurf des
Schutzumschlages – die Vorderseite
zeigt das Eingangsportal zum
zentralen Heiligtum des Mausoleums
von Safi ad Din in Ardebil, die
Rückseite einen Obstverkäufer
in Hamedan – stammen von
Kurt-Michael Westermann.
Die Planillustration stammt von
Emin T. Balic, die arabische
Kalligraphie von Reza Bidarian.
Lektorat und Projektkoordination
oblagen Barbara Sternthal,
die technische Herstellung
besorgte Franz Hanns.
Die Reproduktion der Fotografien
erfolgte bei Grafo in Wien, der
Druck bei Gutenberg in Wiener
Neustadt.

Copyright © 2000 by
Verlag Christian Brandstätter, Wien.
Alle Rechte, auch die des auszugs-
weisen Abdrucks oder der Reproduktion
einer Abbildung, sind vorbehalten.
Das Werk einschließlich aller seiner
Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig. Dies gilt
insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.
ISBN 3-85447-857-7

Christian Brandstätter
Verlagsgesellschaft m.b.H.
A-1010 Wien, Schwarzenbergstraße 5
Telephon (+43-1) 512 15 43
Fax (+43-1) 512 15 43-231
e-mail: cbv@oebv.co.at



INHALT

خريطة	6	LANDKARTE
ایران و المناطق المجاورة قلب ایران الصامد	25	TEHERAN UND UMGEBUNG IRANS STARKES HERZ
آذربایجان و اقلیم زاگروس المرتفعات الجرداء بالتاریخ الثري	53	ASERBEIDSCHAN UND DIE ZAGROSPROVINZEN KARGES HOCHLAND MIT REICHER GESCHICHTE
إصفهان و المناطق المجاورة ملكة الواحات	91	ISFAHAN UND UMGEBUNG DIE KÖNIGIN DER OASEN
سواحل الخليج، فارس و خوزستان نخيل و مضخات نפט و اطلال قصور	117	DIE GOLFKÜSTE, FARS UND KHUZISTAN PALMEN, ÖLTÜRME UND PALASTRUINEN
عبر الصحراء و طریق الحرير رمال و طين و قيشاني	153	ENTLANG DER WÜSTE UND DER SEIDENSTRASSE SAND, LEHM UND FAYENCEN
ایران من الداخل أهل البلاد والخبراء يحكون	177	IRAN VON INNEN EINHEIMISCHE UND EXPERTEN ERZÄHLEN
ملحق	193	ANHANG GLOSSAR · ZEITTADEL · BIBLIOGRAPHIE
فهرس كلمات . جدول زمني للحوادث . مصادر		



TÜRKEI

ARMENIEN ASERBEIDSCHAN

KASPISCHES MEER

USBEKISTAN

TURKMENISTAN

TADSCHIKISTAN

IRAK

DASHT-E KAVIR

AFGHANISTAN

ISLAMABAD

KUWAIT

PAKISTAN

IRAN

LAND DER ROSEN UND DES SCHLEIERS










SAUDI ARABIEN

INDIEN

BAHRAIN

QATAR

GOLAN OMAN

-  Präislamische Stätte
-  Besondere(s) Moschee od. Heiligtum
-  anderes wichtiges Baudenkmal
-  Museum
-  Naturdenkmal
-  Schöner Bazar/ schönes Kunsthandwerk
-  Beschriebene Reiseroute
-  Bahnlinie
-  Flug

0 200 km

Die Welt ist ein Pfau – und Iran sein Schweif.
Persisches Sprichwort

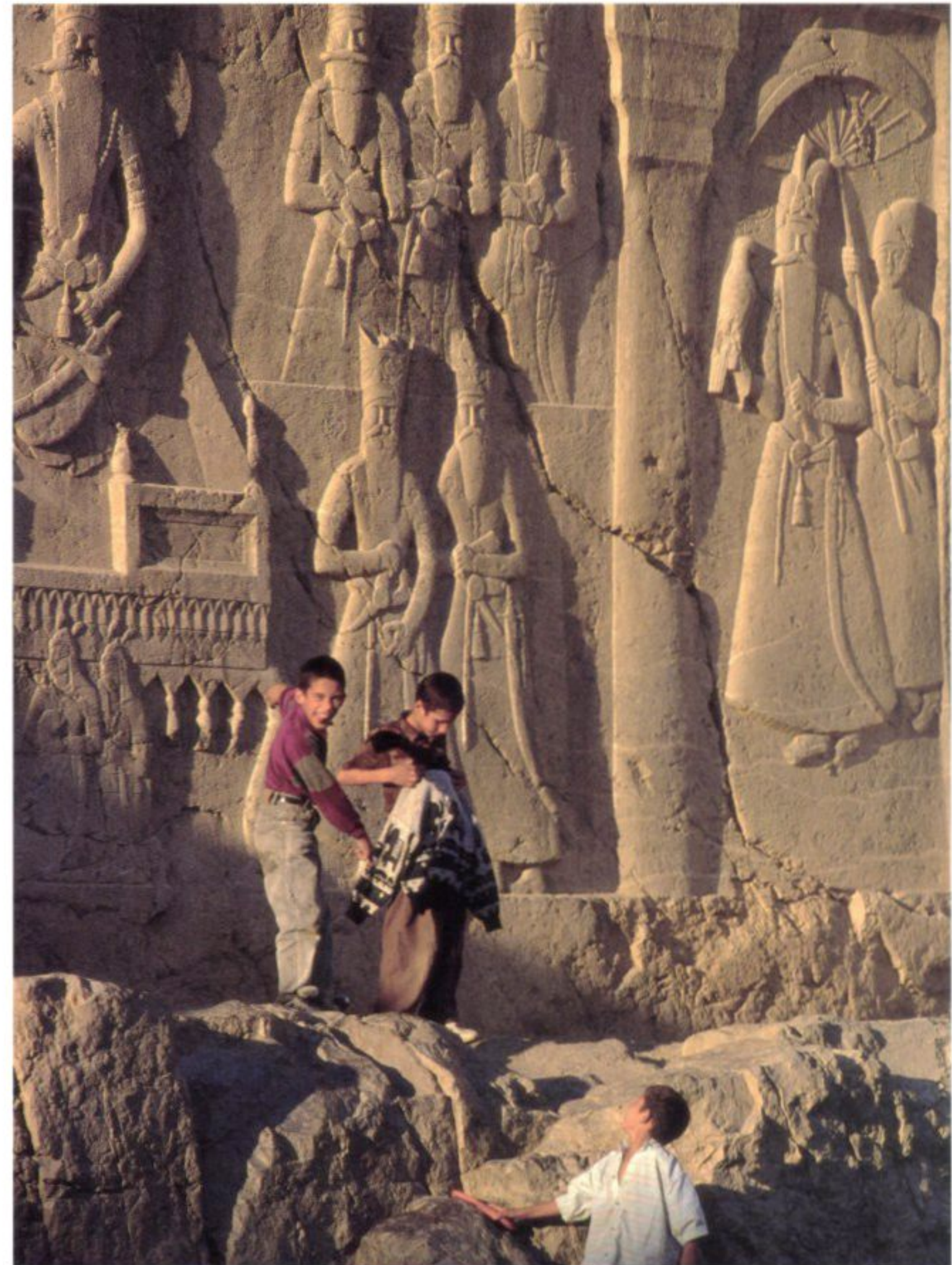


Die landschaftlichen Gegensätze, die Iran auf seinem rund 1,65 Millionen Quadratkilometer großen Staatsgebiet vereint, könnten extremer kaum sein. Da stößt der Reisende auf riesige, von Salzseen und Oasen durchsetzte Wüsten und auf fruchtbare Ebenen mit subtropischer Vegetation; auf lange, weitgehend unbebaute Meeresufer und auf schroffe Gebirgszüge mit mehreren Vier- und Fünftausendern. Im Bild der unweit von Teheran thronende Demawend – mit 5671 Metern der höchste Gipfel des Landes.





Ein Stück östlich des Stadtzentrums von Ray entspringt unterhalb einer Felswand die berühmte Quelle Cheshme Ali, deren klares Wasser man seit vielen Generationen zum Waschen von Teppichen nutzt. Die dahinter aufragenden altpersisch anmutenden Reliefs (gegenüberliegende Seite) ließ der Qadscharen-Herrscher Fath Ali Schah zur Mehrung und Verewigung seines Ruhmes meißeln. Sie sind also nicht einmal zweihundert Jahre alt.





ایران و المناطق المجاورة

TEHERAN UND UMGEBUNG

IRANS STARKES HERZ

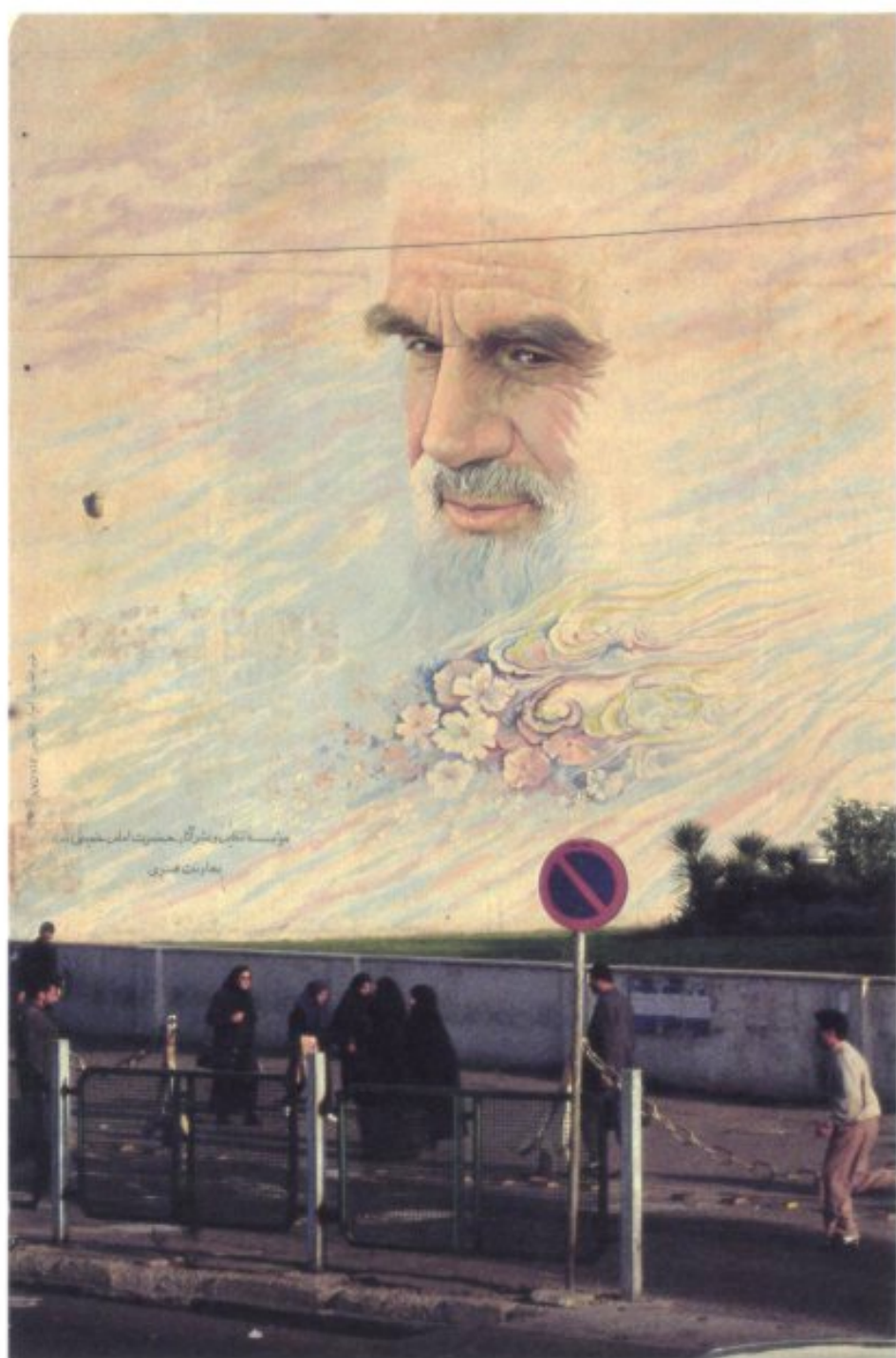
IRAN KONTRÄR – ÜBER KLISCHEES UND IHR GEGENTEIL. „In der Zukunft wird der Islam die satanische Überlegenheit des Westens zerstören.“ Die Worte von Revolutionsführer Ali Khamenei, die am Mehrabad International Airport in Teheran ankommende Passagiere auf leuchtenden Neontafeln willkommen heißen, spiegeln ziemlich exakt den Geist wider, der seit 1979 die Vorstellungen über den Iran im Westen geprägt hat. Eine blutige Revolution, ein langer, opferreicher Krieg, ein Theokratenregime, kompromißlos und sittenstreng. Fanatische, fäustereckende Demonstranten, Revolutionswächter, langbärtige Mullahs, die Frauen – in Schwarz gehüllte, verhuschte Gestalten. Und darüber, allgewaltig und unerbittlich, die Figur des obersten Führers, Ayatollah Khomeini. All diese auf den postaufklärerisch liberalen Europäer so unzeitgemäß und abschreckend wirkenden Bilder sind zweifellos Realität. Allerdings nur ein Teil von ihr. Und ein in jüngster Zeit dramatisch schrumpfender noch dazu.

Der Iran an der Wende des Jahrtausends ist ein facettenreiches, in sich gespaltenes, unheimlich spannendes Land. Zwanzigmal so groß wie Österreich und halb so groß wie Indien ist er nicht nur das Kerngebiet des schiitischen Glaubens, sondern die Heimat eines

der geschichtsträchtigen Kulturvölker der Erde. Er verfügt über eine heutzutage im Abendland kaum bekannte Fülle von grandiosen Landschaften, Kunstschätzen und archaischen Stätten. Und über eine Bevölkerung, deren Warmherzigkeit, Gastfreundschaft und Neugier gerade auch gegenüber Besuchern aus dem westlichen Ausland alle Klischees von kollektiver Feindseligkeit Lügen strafte. Der Iran ist zeitlos alt und zugleich extrem jung, stockkonservativ und höchst dynamisch. Zwei Drittel seiner derzeit 65 Millionen Bewohner sind unter 25 Jahre alt.

LETZTE EHRE FÜR DEN IMAM. Ein Ort, der den rasanten gesellschaftlichen Wandel verdeutlicht, ist das am südlichen Stadtrand von Teheran in der Wüste stehende Mausoleum Ayatollah Khomeinis. Seine mächtige goldene Kuppel und die vier hohen Minarette sind – vorausgesetzt, der Smog ist nicht allzu dicht – viele Kilometer weit zu sehen. Und nächtens leuchten sie, von starken Scheinwerfern angestrahlt, den Gläubigen unübersehbar den Weg. Der Bau sei, erklärt unser Begleiter stolz, nach dem Tod des Revolutionsführer

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als Amerikaner wie Franzosen intern in revolutionäre Umwälzungen verstrickt waren, kam es auch in Iran zu einer politischen Zäsur. Nach Jahrzehnten der Bürgerkriegswirren erklomm ein turkmenischer Stammesfürst namens Agha Mohammed den Thron und gründete die Dynastie der Qadscharen. Er war es, der mit eiserner Hand einen großen Teil Persiens einigte und, weil es relativ nahe zu seinen Stammesgebieten lag, das bis dahin unbedeutende Städtchen Teheran am Fuß des Elbursgebirges zur neuen Hauptstadt des Landes erkor. Im Bild ein Detail des berühmten, in qadscharischer Zeit entstandenen Marmorthrons. Er ist ein Werk aus der Ära Schah Fath Alis (1797–1834) und steht heute in einem Iwan des Golestan-Palasts im Herzen von Teheran.



Ayatollah Ruhollah Khomeini, geboren 1902 in dem etwa auf halbem Weg zwischen Isfahan und Khorramabad gelegenen Provinzstädtchen Khomein, verstorben am 3. Juni 1989, besaß als der „herrschende Gottesgelehrte“ der „Islamischen Republik“ in allen politischen und religiösen Fragen unumschränkte Entscheidungsgewalt (siehe auch das Interview mit Arnold Hottinger auf Seite 182).

1989 in nur vier Monaten errichtet worden. Seine zahlreichen, riesig dimensionierten Seitentrakte – Herbergen, eine Koranschule, eine Bibliothek – sind allerdings, wie schon bei meinem letzten Besuch vor fünf Jahren, unvollendet, ihre Wände aus grauem Rohbeton größtenteils hinter verstaubten Gerüsten verborgen.

Ich werde die Fernsehbilder nie vergessen, die im Februar 1979 anlässlich Khomeinis Rückkehr aus dem französischen Exil um die Welt gingen: Millionen von Gläubigen waren damals Richtung Flughafen geströmt, um den sehlichst erwarteten Heilsbringer willkommen zu heißen. Sie hatten die Straßen bis in die Innenstadt und hinaus zum Friedhof in ein schwarzes Menschenmeer verwandelt, in dem das strahlend weiße, auf Geheiß des Schahs errichtete Azadi-, das „Freiheits“-Monument gleichsam zu versinken schien. Noch unglaublicher waren die Szenen, die sich zehn Jahre später bei Khomeinis Begräbnis abspielten: Damals erwiesen geschätzte acht Millionen – angeblich die größte jemals in der Weltgeschichte an einem Ort versammelte Menschenmenge – ihrem Führer persönlich die letzte Ehre. Allerdings gerieten sie so außer Rand und Band, daß dessen Sarg umkippte, sein Leichnam herausfiel und mittels Helikopter geborgen werden mußte.

Von solcher Massenhysterie kann heute, über ein Jahrzehnt danach, keine Rede mehr sein. Zwar pflegen zu bestimmten Jahres- und Festtagen die Gefolgsleute der religiösen Führung, darunter viele Abordnungen von Armeeinheiten, Firmen und Behörden, immer noch scharenweise am Grabmal des Imam ihren Pflichtbesuch zu absolvieren. Das restliche Jahr über ist das Heiligtum jedoch nur sehr spärlich besucht. Bei unserem Lokal-Augenschein sitzen am Rande des weitläufigen Parkplatzes vor dem Haupteingang einige wenige Familien zwischen den rosafarbenen Oleandern im Gras. Vor sich den obligaten Samowar für den Tee, Brotfladen, Oliven, weißen Käse. Auch im Innern des Grabmals, das mit seiner Dachkonstruktion aus nackten Stahlrohren den Charme einer Messehalle verströmt, halten sich nur eine Handvoll Menschen auf. Es sind vornehmlich ältere Frauen im klassischen Tschador, die sich, sobald sie uns Fremde bemerken, den pechschwarzen Stoff mit der Hand vors Gesicht halten oder eine Ecke davon, als wollten sie sich selbst knebeln, zwischen die Zähne klemmen. Die wenigen anwesenden Männer sind ärmlich gekleidet, haben zerfurchte Hände und bäuerliche Gesichtszüge. Während sie an den Schrein herantreten, um ihre Gebete zu flüstern und mit ihren Lippen die silbrigen Gitterstäbe, die den Sarkophag vor Berührun-

gen schützen, zu küssen, wirken ihre Blicke abwesend und verklärt.

H EIMAT DER MÄRTYRER. Ähnlich gegenwartsfern wirkt auf mich Behesht-e Zahra, der große Friedhof von Teheran. Er ist dem Mausoleumskomplex direkt benachbart und mehr als ein normaler Gottesacker, nämlich eine Art makabres Freilichtmuseum der jüngeren iranischen Zeitgeschichte. In endlosen Reihen ruhen hier die Hekatomben aus den internen und externen Kriegen der letzten Jahrzehnte – die Toten des Widerstands gegen das Schahregime, der 1980/81 tobenden Machtkämpfe zwischen Mullahs und linksgerichteten Volks-Mudschaheddin, und, in weit, weit größerer Zahl, jene aus dem acht Jahre währenden, großen, vaterländischen Krieg gegen den Irak. Am Kopfende jedes Grabes steht ein in Aluminium gefaßtes Glaskästchen. Darin finden sich ein Portraitbild und ein paar Andenken des Toten – je nach Alter Kinderspielzeug, kleine Gebetsteppiche, Plastikblumen, wie man sie einander zu Neujahr schenkt, oder ein Spiegel und ein Stück geklöppelter Spitze, die traditionellen Präsentie eines iranischen Mädchens an seinen Bräutigam.

Der berühmt-berüchtigte „Blutbrunnen“, aus dem zur Zeit der schlimmsten Schlachten gegen die Truppen Saddam Husseins rotes Wasser sprudelte, ist längst versiegt. An anderen martialischen Symbolen wird allerdings geflissentlich festgehalten. So entdecken wir die auf Hochglanz polierten Gräber jener Iraner, die sich 1987 zur Zeit der Wallfahrt samt einem Waffendepot in der Großen Moschee von Mekka verschanzten und von der saudischen Polizei als Unruhestifter erschossen wurden. Eine der asphaltierten Alleen ist nach Halabscha benannt, jenem nordirakischen Dorf, in dem der verhaßte Despot aus Bagdad Tausende Kurden mittels Giftgas hinhinrichten ließ. Eine andere trägt den Namen Hussein Fahmides, jenes dreizehnjährigen, der sich zu Beginn des Krieges todesmutig, nur mit Handgranaten bewaffnet, irakischen Panzern entgegenwarf und von Khomeini hierauf als „wahrer Führer des Landes“ und „Vorbild der Jugend“ gepriesen wurde. An einer Kreuzung hat man Poster des Jerusalemer Felsendoms affiziert. Darunter prangen einschlägige Zitate des Revolutionsführers: „Israel soll vernichtet werden“, und: „Zuerst müssen wir Kerbela (Anm.: den schiitischen Pilgerort im Irak) und dann Quds (Jerusalem) erobern“. Die Reproduktionen sind freilich, wie die Photos der Kriegsoffer in den Glasvitrinen und die grün-weiß-roten Staatsflaggen auch,

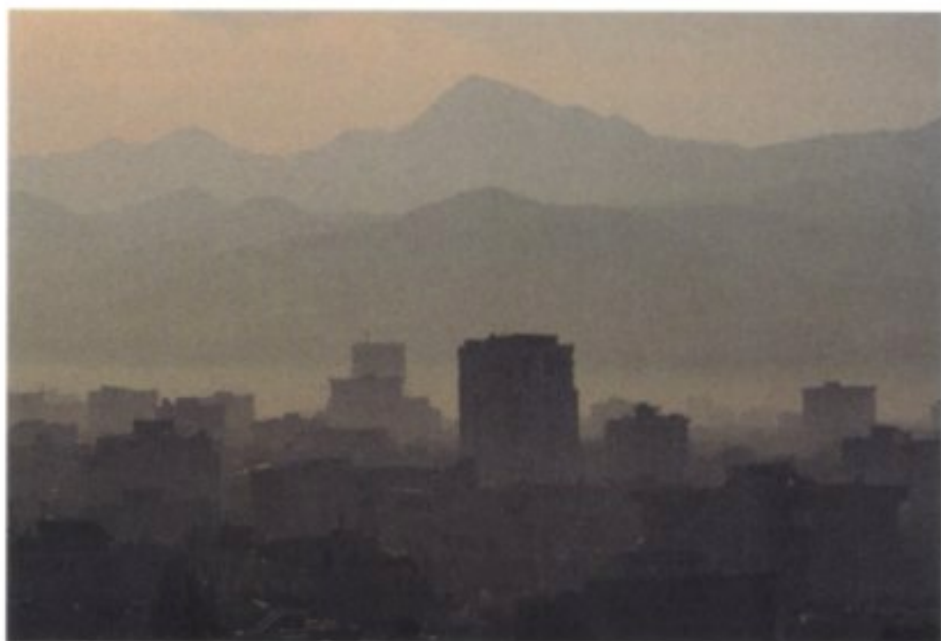


die über fast jedem der fast unzähligen Gräber wehen, ziemlich verblichen. Die Zeit, da der Mehrheit unter den Iranern der Märtyrertod als höchstes Ziel galt, liegt zwar gerade erst zehn Jahre zurück. Gefühlsmäßig jedoch scheint sie schon unendlich fern.

K URZE ANMERKUNGEN ZUR RELIGIONSGESCHICHTE. Die Schiiten, deren Glaube seit dem frühen 16. Jahrhundert in Persien als Staatsreligion gilt, bilden neben der großen Mehrheit der orthodoxen Sunniten die bedeutsamste Gruppierung innerhalb des Islam. Ihre Abspaltung erfolgte mehr oder weniger unmittelbar nach dem Tod des Propheten und hat ihren Grund nicht sosehr in unterschiedlichen theologisch-dogmatischen Positionen. Denn auch die Schiiten, die gegenwärtig rund zehn Prozent aller Muslime auf Erden und neunzig Prozent aller Iraner stellen, erkennen den Koran als Quelle der göttlichen Offenbarung und die Sunna, die Aufzeichnungen über das Leben und Wirken Mohammeds, als vorbildlich und daher verbindlich an. Auch erachten sie die fünf Säulen des Islam – Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosensteuer, Fasten und die Wallfahrt nach Mekka – als heilige Pflicht. Der Konflikt entzündete sich vielmehr daran, welcher Person innerhalb der muslimischen Gemeinde die höchste Autorität zukommen soll.

Während die Sunniten grundsätzlich jeden

Wie in allen iranischen Mausoleen ist auch in jenem Imam Khomeinis der Sarkophag von einem Metallgitter umgeben und mit einem in der Farbe des Propheten, nämlich grün, gehaltenen Stoff bedeckt. Der Bau des gewaltigen Gebäudekomplexes am Südrand von Teheran wurde 1990, unmittelbar nach dem Tod des Revolutionsführers, begonnen, ist jedoch noch nicht vollendet.



Was heute im Iran geschieht, hat sich im Prinzip auch schon zuvor ereignet“, schrieb der Ölmanager Manucher Farmanfarmaian Mitte der neunziger Jahre in seinen Memoiren „Blood and Oil“. „Ich selbst habe es zwei-, dreimal erlebt – die gewaltsame Loslösung von einer Supermacht, das große Erzittern beim Versuch, der eigenen Vorstellung von allerhöchster Staatsgewalt gemäß zu leben, und ... die überwältigende Enttäuschung. Als Mohammed Mossadeq Anfang der Fünfziger den Schah vertrieb und die Ölindustrie nationalisierte, war Iran ähnlich isoliert wie heute.“

als *chalifa*, als Nachfolger, akzeptierten, sofern er dem Stamm des Propheten angehörte, fromm genug war und die politische Eignung sowie die Kenntnis der religiösen Quellen besaß, halten die Schiiten bis heute ausschließlich Mohammeds Vetter Ali und die leiblichen Nachkommen aus dessen Ehe mit der Prophetentochter Fatima für berechtigt, die Gesamtgemeinde zu leiten. Deshalb bezichtigen die Anhänger der „Partei Alis“, der *schiat Ali*, die drei ersten Kalifen und auch die folgenden Herrscher der Omajjaden- und Abbasiden-Dynastie, widerrechtlich die Macht ergriffen beziehungsweise einander vererbt zu haben. Ihre „Anführer“, die *imame*, hingegen verehren sie als unfehlbare Inhaber jenes Göttlichen Lichts, welches, so ihr Glaube, durch die Propheten von Adam über Abraham, Moses, Jesus und Mohammed auf diese übertragen worden sei. Die Überzeugung, daß diese Imame direkt von Gott erwählt sind, geht vielfach Hand in Hand mit dem Glauben an einen *mahdi*, einen Erlöser, der am Ende der Zeiten auf Erden ein göttliches Reich der Gerechtigkeit errichten wird. Dieser Endzeit-Herrscher soll in Person des letzten aus der bisherigen Reihe der Imame herniederkommen und hält sich, so die Vorstellung, bis dahin auf geheimnisumwitterter Weise in der Welt verborgen. In Erwartung solcher Errettung zogen die Schiiten die längste Zeit grundsätzlich die Rechtmäßigkeit jedes irdischen Regimes in Zweifel, ja erklärten überhaupt jegliche Machtausübung für Tyrannei. Weshalb sie immer wieder großen Zulauf von sozial Unzufriedenen und Revolutionären erhielten.

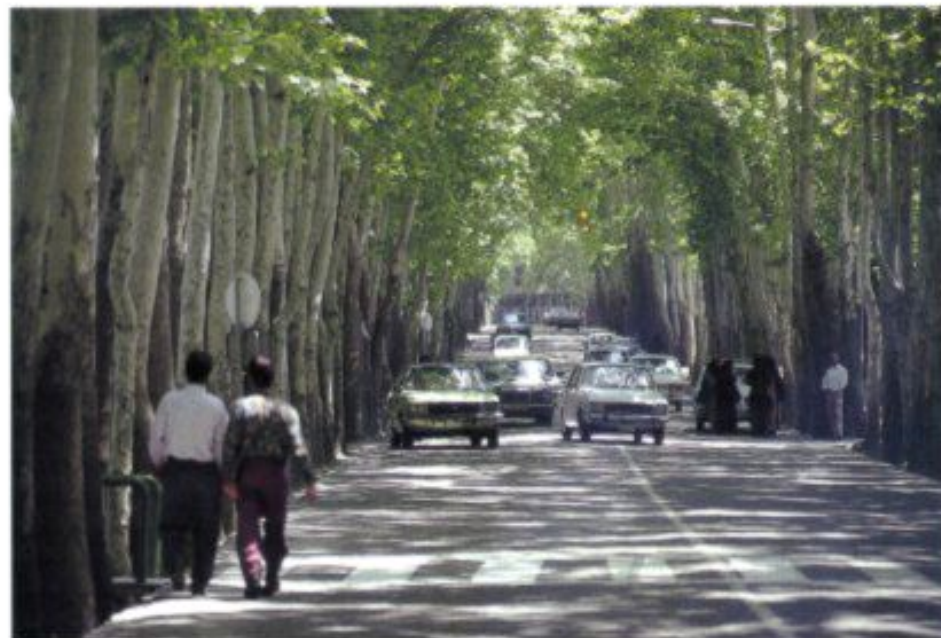
Schufen sich die Schiiten doch ein eigenständiges Staatsgebilde – wie etwa die Fatimiden, die Begründer von Kairo, im 10. Jahrhundert in Nordafrika, die Zaiditen im Jemen oder eben die iranischen Mullahs 1979 – so rechtfertigten sie ihre Machtposition stets mit dem Argument, ihnen sei eben die historische Rolle zugefallen, bis zur Wiederkunft des Mahdi dessen Aufgabe auf Erden gleichsam stellvertretend bestmöglich zu erfüllen. Angesichts der grenzenlosen Vergötterung, die Ayatollah Ruhollah Khomeini am Zenit seiner Macht zuteil wurde, waren sich Beobachter phasenweise freilich nicht sicher, ob seine Anhänger in ihm nur einen verehrungswürdigen Stellvertreter oder nicht vielleicht doch den lange ersehnten Erlöser höchstpersönlich sahen.

SCHÖNER, SCHÄNDLICHER LUXUS. Auf Manifestationen durch und durch diesseitiger Macht stoßen wir am entgegengesetzten Ende der Stadt, im Bezirk Darband: Hier im äußer-

sten Norden pflegten Resa Schah und später auch sein Sohn die Sommer über zu residieren. Ihre insgesamt achtzehn Paläste sind über einen vierhundert Hektar großen Park namens Saadabad verstreut. Einige davon hat man zu öffentlichen Museen umfunktionierte, mit denen man dem Volk wohl vor Augen führen will, in welchem dekadentem Luxus seine früheren Herrscher schwelgten.

Die Ausstattung ist in der Tat von beachtlichem Prunk: riesige Zimmer mit Spiegelmosaiken, französische Möbel im Stil Louis XV., Glasluster aus Italien und Böhmen, kostbare Ölgemälde und Teppiche, darunter eine sagenhafte, 145 Quadratmeter große Nachahmung des berühmten Jagdteppichs von Ardebil. Mehr Unterhaltungswert bietet freilich die zweite und letzte Bleibe Mohammed Resas: der ein Stück südöstlich gelegene Niyavaran-Palast. In dem 1969 fertiggestellten, modernistischen Bau, dessen zentrale Säulenhalle zweifellos als Reverenz an altpersische Vorbilder gemeint war, fühlt man sich ins Allerheiligste der europäischen Boulevardpresse versetzt. Man stelle sich vor: die Privatresidenz von Farah Diba! Zu bestaunen gibt es ein Originalambiente aus der Frühzeit der Swinging Seventies – unter anderem ein Musikzimmer mit einer Yamaha-Heimorgel und allerlei psychedelisch-bunten Portraitbildern der Monarchenfamilie an den Wänden; weiters ein Privatkino, eine Zahnarztpraxis, diverse Empfangs- und Konferenzräume, die Wohn- und Schlafgemächer und auch das Boudoir, in dem sich die Kaiserin höchstdero selbst allmorgendlich ihr Haar zu der von modebewußten Damen in aller Welt eifrigst nachgeahmten Bienenkorbfrisur auftoupiert ließ.

Noch weit bombastischer wirkt der Reichtum der persischen Monarchen jedoch unten im Stadtzentrum, im Kellergeschoß der Iranschen Zentralbank. An drei Tagen der Woche für jeweils drei Stunden kann man dort, vorausgesetzt man findet den völlig unbeschrifteten Eingang, die kostbarste Juwelensammlung der Welt begutachten. Wem es gelingt, den Gedanken an die Methoden zu verdrängen, derer es bedürft haben muß, um einen solchen Schatz zusammenzutragen, der wird von ihm restlos verzaubert sein. Denn in den Vitrinen funkeln in der Tat Schmuckstücke, Herrschaftsinsignien, aber auch ungefaßte Edelsteine in geradezu obszöner Menge und Pracht. Zu den außerordentlichsten Exponaten zählen der Darya-ye Nur, der „Meer des Lichts“, ein leicht rosagetönter Solitär, der mit seinen 182 Karat als größter aus einem Stück geschliffener Diamant der Welt gilt, und die aus Tausenden von Diamanten, Smaragden, Rubinen und Perlen gearbeiteten



In einem Land, das den Römern eine Abfuhr erteilte und im 3. Jahrhundert dem Kaiser Valerian gefangen nahm, einem Land, das den Islam der Araber umdefinierte, bevor es ihn zu seinem eigenen machte, wird nichts halbherzig unternommen. Im Bild unten: Aschura-Prozession in den Straßen von Teheran. Oben: eine der Alleen, die aus dem Stadtzentrum hinauf in die – ehemaligen – Nobelbezirke am Fuß des Elburs führen.



Als bei der Fußball-WM im Juni 1998 in Frankreich nach dem 2:1-Sieg des Iran gegen die USA einander die Spieler beider Mannschaften beftig umarmten, wurde dies in deren Heimatländern als Symbol für den Wunsch der beiden Völker nach einem Ende der politischen Erzfeindschaft betrachtet. Immerhin herrscht zwischen den beiden Staaten bereits seit 1979 – zumindest offiziell – Funkstille. Damals besetzten Ayatollah Khomeinis Gefolgsleute die US-Botschaft in Teheran und hielten Dutzende Amerikaner 444 Tage lang als Geiseln. Präsident Jimmy Carter kostete die diplomatische Demütigung und ein ebenso dilettantischer wie vergeblicher Befreiungsversuch seiner Militärs in der Folge die Wiederwahl im Weiße Haus. Im Bild: die voll besetzte Tribüne in Teherans Azadi-Stadion während des Schlagerspiels zwischen „Esteghlal“ und „Persepolis“.



آذربيجان وإقليم زاغروس

ASERBEIDSCHAN UND DIE ZAGROSPROVINZEN

KARGES HOCHLAND MIT REICHER GESCHICHTE

AUF DEN SPUREN DES ALTEN VOM BERGE. Das Elburs-Gebirge, jener in vielfältigen braun-grau-roten Schattierungen schimmernde Felsriegel, der über Hunderte von Kilometern das inneriranische Hochplateau von der Senke des größten Binnengewässers der Erde trennt und Teheran seine so spektakuläre Kulisse verschafft, spielt in der Geschichte des Iran seit alters eine zentrale Rolle. An seinen Hängen siedelten die arischen Einwanderer schon zu einer Zeit, als das Kaspische Meer noch mit dem Aralsee und vielleicht sogar mit dem Schwarzen Meer verbunden war. In seinen düsteren Wäldern erschlug Rostam, der Held aus Firdausis tausend Jahre altem Nationalepos „Shahnameh“, jenes weiße Fabelwesen namens Divesefid, das, halb Mensch, halb Tiger, das Land in Schrecken versetzte. Und in seinen entlegensten Tälern bauten sich im Mittelalter die Assassinen, jene berühmt-berüchtigte Sekte, ihre Burgen, vor deren angeblich von Haschisch beseelten Meuchelmördern die politische Elite der gesamten islamischen Welt über zwei Jahrhunderte lang, bis ihnen die Mongolen endlich das Handwerk legten, zitterte.

Wir sind unterwegs zur berühmtesten unter den zahlreichen Assassinen-Festungen, nach Alamut: Auf der Haupttroute von Tehe-

ran Richtung Täbris kommend, sind wir an der Industriestadt Karadj vorbei nach Qazwin und von dort eine Nebenstraße nordostwärts gefahren. Jenseits der ersten Bergketten, am Taleqan-Fluß, ist aus dem Asphaltband eine bandscheibenerschütternde Schotterpiste geworden. Wir durchqueren eine spektakuläre Schlucht. Wenig später, im Dorf Gazorkhan, ist für das Auto Endstation. Von hier, so hatte man uns in Teheran erklärt, sei das Gemäuer bereits zu erkennen, in dem vor fast neunhundert Jahren drei Jahrzehnte lang Hasan-e Sabbah residierte, jener legendäre „Alte vom Berge“, der in dieser extremen Abgeschiedenheit seine Anhänger, die *fedajin* (arabisch, die „Sich-Aufopfernden“), zu Attentätern erzog. Doch wir erweisen uns anfangs als blind, sehen bloß Geröllhalden, Wände, Klippen. Erst als uns ein Bauer aus dem Ort ein Stück weit einen steilen Pfad bergan führt, werden wir etliche hundert Meter über uns inmitten der natürlichen Felslandschaft einiger Ziegelnerster und Gewölbefragmente gewahr.

„Mauerreste hingen da und dort am Rand der Felswand und ließen Schlüsse auf die Ausdehnung der Anlage zu. Aber alles ist beinahe völlig zerfallen, so daß keine Phantasie mehr ausreicht, um die alte Gestalt wieder-

Mit 5671 Metern stellt der fünfzig Kilometer nordöstlich von Teheran auf dem Boden der Provinz Mazandaran in den Himmel ragende Demawend den höchsten Gipfel des iranischen Hochlandes dar. Der mächtige Vulkankegel, der mit seinen klassisch-markanten Umrissen an Japans Fudschijama erinnert, ist auf den 10000-Rial-Banknoten und auf den Etiketten der mit dem kristallklaren Wasser seiner Quellen gespeisten, im ganzen Land erhältlichen Mineralwasserflaschen gleichen Namens abgebildet.

Die beiden Bilder auf der folgenden Seite zeigen die Reste der Assassinen-Festung Dezha-ye Hasbisiyun sowie eine Reihe moderner Windräder im Tal des Sefid Rud nahe Rudbar.



Als Land, durch das seit mittlerweil
zwei Jahrtausenden ein zentraler
Abschnitt der legendären Seidenstraße
führt, fungiert der Iran gleichsam
als Scharnier zwischen Okzident und
Orient. Denn die insgesamt 14000
Kilometer lange Transversale war stets
nicht nur Handelsweg für begehrte
Güter, sondern auch eine Kulturbrücke
zwischen Morgen- und Abendland,
über die Erfindungen, neue Gedanken
und Glaubenssätze ausgetauscht
wurden. Dieser in jeder Hinsicht
ertragreiche Fernverkehr war nur
dank jener Kette von wehrhaften
Karawansereien möglich, die im
Abstand von Tagesetappen die
Straße säumten. Im Bild: ein kolossales
Exemplar nahe der Grenze zu
Turkmenistan unweit von Robot-e
Sbaraf.

ایران من الداخل

IRAN VON INNEN

EINHEIMISCHE UND EXPERTEN ERZÄHLEN

Sämtliche autobiographischen Texte dieses Buchabschnitts sind das Ergebnis von Gesprächen, die der Autor zwischen April 1999 und Mai 2000 selbst mit den jeweiligen Personen führte.

„Die Schiiten stellen eigenständiges Denken über das Dogma.“

PROF. DR. HEINZ HALM
Professor für Islamische Geschichte an der Universität Tübingen und Experte für die Geschichte des Schiitentums

Ich habe in Bonn Islamwissenschaften, Geschichte und Semiotik studiert, bin dort auch promoviert worden und habe dann nach einer Zeit als Rundfunkredakteur eine Stelle beim Tübinger Atlas des Vorderen Orients angenommen, also historische Landkarten erarbeitet. Während dieser Zeit habe ich mich über die Ismailiten, die ja eine schiitische Sondergruppierung sind, habilitiert – wodurch ich mich auch mit dem Schiitentum im allgemeinen näher beschäftigte. Als Historiker landete ich schließlich bei der Geschichte der Fatimiden, einer schiitischen Dynastie, die vom 10. bis zum 12. Jahrhundert von Ägypten aus über große Teile Nordafrikas und der Levante herrschte. Als es dann 1979 zur Revolution kam, geisterten ganz abenteuerliche Vorstellungen über die Schiiten durch die Medien. Man fragte mich nach geeigneten Informationsquellen, doch es gab keinerlei Literatur. Also drängte man mich, zu dem Thema einmal etwas zu schreiben. Und nach einigem Zögern gab ich dem nach.⁴

Will man den Anfängen der Schia nachspüren, muß man in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts zurückgehen. Nach dem Tod Mohammeds im Jahr 632 n. Chr. war es anlässlich der Wahl seines Nachfolgers zur Spaltung der muslimischen Gemeinde gekommen. Aus Gründen, deren Erläuterung hier zu weit führen würde, wählte die Stammesaristokratie nicht Mohammeds Vetter und Schwiegersohn Ali ibn Abi Talib, sondern naheinander drei andere der Familie nahestehende Männer, nämlich Abu Bakr, Omar und Othman, zu Kalifen. Nachdem 656 das Kalifat endlich auf Ali übergegangen war, wurde er fünf Jahre später von einem politischen Widersacher erstochen. Diese ganzen turbulenten Jahrzehnte hindurch hatte die Schia freilich nur als eine rein politische Partei existiert. Als religiöse Bewegung entstand sie erst nach 680, nachdem Alis Sohn Hussein samt Gefolge in der Wüstenebene von Kerbela im heutigen Irak von Truppen des in Damaskus residierenden Omajjaden-Kalifen Yazid niedergemetzelt worden war.

Erst danach konstituieren sich Bußer-Gruppen, die zu Husseins Grab nach Kerbela wallfahren, sich



dort die Gesichter schwarz färben, klagen und zur Sühne dafür, den Prophetenkel und wahren Imam so schmachlich im Stich gelassen zu haben, einen Todesmarsch unternemen. Dieses bis heute so charakteristische Schuldbewußtsein und diese Bußbereitschaft gab es also von Anfang an. Das Zentrum der frühen Schia bildet die Garnisonstadt Kufa am Euphrat, wo ja Ali und – ein Stück weiter nördlich – auch Hussein begraben sind. Die Schia ist also arabischen, irakischen, man könnte auch sagen mesopotamischen Ursprungs. Denn diese Klagerituale, die Bußprozessionen und das Geißeltum gab es im Zwischenstromland auch schon bei diversen vorislamischen Religionsgruppen.

Husseins Nachkommen leben dann zunächst in Medina, wo die Prophetenfamilie zu Hause ist. Und zwar völlig zurückgezogen, apolitisch, als Großgrundbesitzer. Allerdings haben sie eine hauptsächlich im Irak beheimatete Anhängerschaft. Diese Schiiten pflegen bei ihren Imamen, wie sie sie damals schon nennen, in Medina regelmäßig Rat, Hilfe und Anweisungen für das Verhalten im Alltag einzuholen. Irgendwann scheint dies jedoch den Behörden des Kalifen, der nunmehr, nach der abbasidischen Revolution, in Bagdad residiert, suspekt. Er fühlt sich bedroht, weiß er doch, daß hinter den Aktivitäten der Schiiten der politische Anspruch der Prophetenfamilie auf eine Rückkehr zur Macht steckt. Also läßt er einen dieser Imame, den siebten, in den Irak deportieren. Von da an sitzen die Oberhäupter der Schiiten, das sind die Nachkommen von Ali und der Prophetentochter Fatima in der Linie des Sohnes Hussein, im Goldenen Käfig am Ufer des Euphrat.

Der elfte von ihnen stirbt dann ohne einen sichtbaren Sohn zu hinterlassen. Die Schiiten jedoch glauben, daß es einen zwölften Imam gegeben hat, der schon als Kind von seinem Vater versteckt worden sei

und seit 940, für normalsterbliche Menschen unsichtbar, in einer Art Entrückung auf Erden weile. Diese zwölf Imame sind nach schiitischer Auffassung die wahren Erben des Propheten Mohammed, die rechtmäßigen Herrscher des ganzen Islam, und sie werden entsprechend verehrt. Ihre Gräber sind heute die großen Wallfahrtsstätten – jenes von Ali in Nadschaf, von Hussein in Kerbela, die der weiteren Imame in Medina, in der Bagdader Vorstadt al-Kazimiyya, in der früheren Kalifenresidenz Samarra am Tigris und in der ostiranischen Stadt Meshhed. Darüber hinaus pilgern fromme Schiiten auch nach Qom, wo Fatima al-Masuma, die Schwester des achten Imam, begraben liegt; weiters nach Damaskus, wo angeblich Husseins Kopf bestattet ist, und zu den zahllosen Imamzadehs, den Gräbern diverser Imam-Nachkommen.

Nach dem Tod des elften und dem angeblichen Verschwinden des zwölften Imam ist die Schia vorerst eine kleine Sekte mit oppositionellem Anstrich. Sie sieht die Kalifen in Bagdad als Usurpatoren an und spricht ihnen jegliche Autorität ab. So wird sie auch zu einem Sammelbecken für unterprivilegierte Schichten der Bevölkerung. Das ist ja immer wieder zu beobachten, daß politische und soziale Protestbewegungen im Gewand minoritärer, religiöser Gruppen auftreten. Noch heute gültiges Beispiel: die vom sunnitischen Regime in Bagdad drangsalierten Schiiten im südlichen Irak.

Das 10. und das frühe 11. Jahrhundert wird dann zur goldenen Zeit der Schiiten. In West- und Zentraliran und 945 auch in Bagdad übernimmt der iranische Clan der Buyiden de facto die Macht und degradiert den Kalifen zur Marionette. Als Schiiten fördern sie ihre Glaubensbrüder im Irak und im Westiran, bauen die Grabstätten aus, fördern die Wallfahrten und die einschlägige religiöse Literatur. Doch 1055, als die türkischen, streng sunnitischen Seldschuken Bagdad eroberten, erfährt diese Blüte ein abruptes Ende. Während die Schiiten nunmehr im Westiran wieder als politisch einflußlose Minderheit leben, stellen sich anderswo Glaubensbrüder an die Spitze revolutionärer Bewegungen. Eine von ihnen, die Zaiditen, schafft es sogar, zwei Staaten zu gründen – einen sehr kurzlebigen am Kaspischen Meer und einen im Jemen, der, von Imamen regiert, bis 1962 existiert.

Bereits nach dem Tod Dschafar-e Sadeqs, des sechsten Imam, spalten sich die Schiiten in mehrere Gruppen auf. Dessen ältester, als Nachfolger designierter Sohn Ismail war

noch vor, und der zweitälteste kurz nach dem Vater gestorben. Beides bringt Unruhe in die Gemeinde und Dissens über die Frage der legitimen Erbfolge. Eine bis heute existierende Abspaltung bilden die sogenannten Siebener-Schiiten oder Ismailiten, deren Linie bis zum gegenwärtigen 49. Imam, dem Aga Khan, weitergeht. Ihre Vorfahren gründen 969 als Dynastie der Fatimiden Kairo und regieren vom 10. bis zum ausgehenden 12. Jahrhundert als Gegenkalifen über Ägypten und große Teile Syriens. Heute sind sie vor allem auf dem Subkontinent, in Indien und Nordpakistan, vertreten.

Unter den entfernteren Sekten sind die Drusen und die Alawiten zu nennen. Erstere gelten als Häretiker der Ismailiten und sind heute nur noch in Syrien, Nordisrael und im Libanon vertreten. Letztere, auch Nusairier genannt, sind extreme Abkömmlinge der Zwölfer-Schiiten und seit der Kreuzfahrzeit im nordsyrischen Küstengebiet, dem damaligen Grenzgebiet zwischen Byzanz und dem Kalifenreich, zu Hause.

Womit wir bei der größten Gruppierung, der Zwölfer-Schia, und in deren Herzland Iran angelangt wären. Kleine schiitische Inseln haben auf dem iranischen Hochland von Anfang an existiert. Eine der ältesten ist die altiranische Stadt Qom, die schon im 8. Jahrhundert von schiitischen Arabern aus Kufa wiederbesiedelt wird. In der Folge entstehen Schiiten-Gemeinden in Qazvin, in Kashan, in Meshhed – schließlich in allen großen Städten. Flächendeckend schiitisiert wird der Iran aber erst im 16. Jahrhundert durch die in Ardebil aus einem Derwisch-Orden hervorgegangene Dynastie der Safawiden. Nachdem diese 1501 ihren ersten Schah inthronisiert, führt sie die Zwölfer-Schia quasi als Staatsreligion ein. Zu Beginn muß man schiitische Gelehrte erst ins Land holen – aus Irak, von Bahrein und vor allem aus dem Südlibanon. Es dauert rund zwei Jahrhunderte, bis die Predigerstellen in den großen Städten mit schiitischen Gelehrten besetzt sind und eine schiitische Literaturtradition begründet ist.

Die ersten Safawiden-Schahs versuchen sich ihrer vermutlich turkmenischen Herkunft zum Trotz an die Spitze der Hierarchie zu setzen, indem sie sich in den Stammbaum der Imame einklinken. Aufgrund dieser angeblichen Abkunft vom Propheten und dem siebten Imam beanspruchen sie die geistliche Autorität. Allerdings setzen sie sich damit nicht durch. Vielmehr gelingt es dem von den Safawiden überhaupt

erst geschaffenen Klerus, sich zu verselbständigen und eine Gegenmacht zur Monarchie zu installieren. Rein technisch können die Kleriker dem Schah dessen Abkunft von den Imamen natürlich nicht abstreiten. Sie verfügen ja weder über Geburtenregister noch Standesunterlagen. So behaupten sie kurzerhand, die Tatsache, daß er Nachkomme sei, spiele keine Rolle. Denn die höchste Autorität besitze ohnehin nur der zwölfte Imam. Und da dieser abwesend sei, füllten stellvertretend sie, die Mullahs, seinen Platz aus. Die Geistlichkeit sollte fortan als Korrektiv zum weltlichen Herrscher fungieren.

Ich glaube, daß hier einander zwei grundsätzlich antagonistische Mächte gegenüberstehen. Da ist einmal das altorientalische Königtum, aus dem sich die Herrschaft der Schahs ja historisch und auch ideologisch bis in unsere Zeit hergeleitet hat. Nicht ohne Grund hat der letzte Schah noch kurz vor seiner Abdankung in einer pompösen Feier die 2500jährige Tradition der Monarchie beschworen. Auf der anderen Seite steht das islamische Prinzip der *amma*, der Gemeinde der Gläubigen, deren Repräsentanten die Kleriker sind. Dieser Gegensatz hat die iranische Geschichte bis zur Revolution geprägt.

Einer meiner Kollegen hat einmal gesagt, die Regierung im Iran sei stets eine Macht gewesen, die von Zeit zu Zeit auf das Volk herniederfährt, Steuern einhebt, Soldaten rekrutiert und dann wieder aus dem Blickfeld verschwindet. Die Menschen empfanden in der Geschichte ihr gegenüber kaum jemals Loyalität. Sie erschien als etwas Fernes, Fremdes häufig auch Feindliches. Die Mullahs hingegen kümmerten sich um die Leute und konnten insofern gegenüber der Staatsmacht immer wieder als ihre Repräsentanten, als Vertreter regionaler Interessen oder auch der Interessen des Volkes insgesamt auftreten. Aber so massiv und folgenschwer wie seit der Revolution war das vorher wohl nie geschehen.

Ein wesentliches Kennzeichen des Schiitentums ist der starke Heilsglaube, die Erwartung eines Erlösers. Der Idealzustand des Daseins, so der Glaube, sei zwar noch nicht erreicht, werde sich aber gewiß einstellen. Daraus folgt, daß alles Gegenwärtige provisorisch ist und wieder abgeschafft werden kann. Einschließlich des Revolutionsregimes. Dementsprechend zögernd hat sich der Klerus die Prärogativen des verschwundenen Imams auch angeeignet. Zunächst wurde diskutiert, ob überhaupt ein Mensch befugt sei,

ohne ausdrückliche Genehmigung des zwölften Imam das Gebet zu leiten und die Predigt zu halten. Allerdings war man sich über die praktische Notwendigkeit rasch einig. Die allerwichtigste Frage betraf natürlich die Einhebung von Steuern. Was sollte man machen? Gar keine zahlen lassen? Es kamen dann Ratschläge, man solle das Geld bis zur Wiederkehr des zwölften Imam vergraben. Nach einer gewissen Zeit schien das jedoch wenig opportun. Man kann ja schlecht jahrhundertlang die Steuern verstecken und des Erlösers harren. Also kam man ebenfalls zu der pragmatischen Lösung, der Klerus solle das stellvertretend übernehmen. Und so wandern bis zum heutigen Tag ungeheure Mengen Geldes durch die Hände der Ayatollahs.

Eine Schlüsselrolle spielt dabei der sogenannte Fünfte. Diese Abgabe, die über die für alle Muslime obligate Almosensteuer hinausgeht, ist vom Koran vorgeschrieben, wird aber von den Sunniten nur auf die Kriegsbeute bezogen. Der Anführer eines Kriegszuges habe, so lautet bereits altes Beduinenrecht, ein Fünftel der Beute zu bekommen. Doch das arabische Wort für „erbeuten“ heißt auch „erwerben“. Die Schiiten deuten es als eine Art Einkommensteuer. Der Fünfte, sagen sie, sei von jedem Gewinn abzugeben. Er stellt die Haupteinkommensquelle der Kleriker dar. Wobei diese lange Zeit hindurch als Notare, Richter, als Verwalter frommer Stiftungen et cetera noch andere Einkünfte hatten, die sie im Namen der Gläubigen treuhänderisch verwalteten.

Die Hierarchisierung des Klerus hat erst im 19. Jahrhundert und auch dann nur teilweise eingesetzt, ist also ein sehr junges Phänomen. Bis dahin waren es – und sind es im gewissen Sinne bis heute – immer einzelne Gelehrte, die aufgrund ihrer persönlichen Autorität überregional und teilweise sogar international Anerkennung fanden. Das sind insgesamt mal fünf, mal acht. Dann können es auch wieder nur ein oder zwei sein. Wenn ein Ayatollah stirbt, können plötzlich drei, vier Schüler oder auch Schüler eines Konkurrenten seinen Platz einnehmen.

Die Etablierung in dem Amt hat man sich ganz informell vorzustellen. Sie kündigt sich durch die Anrede an. Eines Tages beginnen die Anhänger, jemanden als Ayatollah zu bezeichnen. Je nach persönlicher Autorität setzt sich das entweder durch, oder es gerät wieder in Vergessenheit.

Einen gremialen Entscheid machte man erstmals nach 1979 beim Amt des Rahbar, des Revolutionsführers,

zur Voraussetzung. Auch die Abstufung von Groß-Ayatollah über den Ayatollah zum Hodschat al-Islam und so weiter ist etwas sehr Neues und beginnt sich erst schrittweise zu verfestigen. Bei all diesen Titeln spielt die Abkunft von der Prophetenfamilie keine Rolle. Was zählt, ist zum einen das sehr intensive, lange Studium samt Abschlußexamen – das ist der formale Teil; und zum anderen der von der persönlichen Autorität abhängige Ehrenrang.

Als zentrale theologische Ausbildungszentren dienten bis in das 20. Jahrhundert die Lehrstätten im irakischen Nadschaf und Kerbela. Seit Ayatollah Häeri in den zwanziger Jahren die Feiziye-Hochschule von Qom umfassend reformiert hat, ist sie die bedeutendste Hochschule für angehende iranische Religionsgelehrte. Die Feiziye war ursprünglich eine traditionelle Medresse mit Wohnzellen, die in zwei Stocken rund um einen Innenhof untergebracht waren, wo Studenten und Professoren zusammen lebten. Mittlerweile hat sich der Hochschulkomplex über die ganze Stadt ausgebreitet. Der Betrieb ist ganz modern durchstrukturiert. Es gibt einen Lehrkörper, ein Leitungsgremium, feste Lehrpläne, die auch moderne Sprachen und abendländische Philosophie umfassen. Auch Abteilungen für Studentinnen sind zu finden. Als ich das letzte Mal im Iran war – was ist schon einige Zeit her ist –, plante man, genug Raum für eine Million Studenten zu schaffen. Damals wollte man noch die Revolution exportieren und dafür genügend Prediger haben.

Vergleicht man die schiitische mit der sunnitischen Lehre, so entdeckt man, daß die theologischen Unterschiede minimal, ja genaugenommen kaum existent sind. Gottesbild, Stellung des Koran, Ritus ... all das ist mehr oder weniger ident. Und was die Scharia, das allumfassende Grundgesetz, betrifft, weicht die schiitische von den vier sunnitischen Rechtsschulen nicht stärker ab, als jene vier untereinander. Worin sich die nach ihrem Schöpfer, dem sechsten Imam, als *dschafaristisch* bezeichnete schiitische Rechtsschule aber sehr wohl wesentlich unterscheidet, ist das Prinzip der Rechtsfindung.

Der diesbezüglich entscheidende Begriff lautet *idschtihad*, was wörtlich „Anstrengung“ oder „sich abmühen“ bedeutet. Dahinter verbirgt sich ein ganzer Komplex von Vorstellungen, wie man auf rechtlich-kultische Fragen allgemeingültige Antworten erhält. Einfach ausgedrückt: Was ist islamisch und was nicht? Man soll natürlich stets den

⁴ Heinz Halm ist Autor mehrerer Standardwerke über die Schiiten; u. a. „Der schiitische Islam. Von der Religion zur Revolution“ (München 1994) und „Die Schia“ (Darmstadt 1988).



ich ein langes Interview mit Khomeini gelesen. Daraus war bereits hervorgegangen, wie sehr er die Pahlavi-Dynastie haßte und entschlossen war, den Schah zu stürzen. Nach den Ereignissen von Qom berichtete BBC ziemlich regelmäßig. Was dann später auch zu dem grotesken Gerücht führte, der britische Sender habe die Unruhen lanciert. Als dann nach der obligaten vierzigstägigen Trauer für die Opfer von Qom in Täbris die zweite Welle von Demonstrationen begann und es bereits Hunderte von Toten gab, wußte ich: Jetzt mußt Du hin und Hintergründe herausfinden! Einer meiner ersten Kontakte war Mehdi Bazargan, ein ehemaliger Minister in Mohammed Mossadeqs Regierung Anfang der fünfziger Jahre. Er riet mir, sofort nach Isfahan zu gehen; dort sei die Stimmung am erregtesten.

Als ich in Isfahan – es war nun schon Frühling – am Morgen aus dem Hotel kam, war der Chehar Bagh zur Altstadt hin von der Armee vollkommen abgeriegelt. Vor allen Seitenstraßen waren Soldaten in voller Kriegsmontur postiert. Wenig später sah ich den ersten der großen Demonstrationen, wie ich sie später noch mehrmals erleben konnte. Die Männer schritten mit offenem Hemd, um zu zeigen: „Seht her! Meine Brust ist für Eure Kugeln bereit!“ Alle schwiegen, waren etwas blaß. Schließlich wußte niemand, wann der Schießbefehl erfolgen würde. An der Spitze fuhr in einem Citroen 2CV jener Mullah, der in Isfahan immer noch Mullah ist, nämlich Ayatollah Taheri. Der steuerte schließlich auf einen der Offiziere zu und forderte kraft seiner Autorität, die er zweifelsohne schon damals besaß, den Zutritt in die Altstadt. Man ließ passieren, und im Nu schlug die Stimmung um. Es wurde gelacht, geschwätzt. In der Moschee begann dann das große Reden – *sukburrani*, „das Worte-laufen-Lassen“. Ein Geistlicher nach dem anderen trat ans Mikrophon. Ich habe im Laufe meiner Karriere allerlei Techniken revolutionärer Rhetorik kennenge-

lernt. Der iranische Klerus pflegt, die Bevölkerung regelmäßig miteinzubeziehen. Man läßt die Zuhörer Slogans oder *Allahu Akbar!*, „Gott ist groß!“, rufen und hält so ihren Geist wach und aufnahmebereit.

Bei dieser Versammlung erfuhr ich unter anderem, daß der Basar seit Wochen geschlossen war – ein Zustand, der viele Monate lang bis nach dem Umsturz aufrecht bleiben sollte. In jenen Tagen wurde auch ich nach einer scheinbar harmlosen Plauderei mit einem neugierigen jungen Mann vom Geheimdienst Savak zur Einvernahme geladen, bei der man mir dann weismachen wollte, daß die Unruhen ausschließlich das Resultat kommunistischer Agitation seien. Und damals in Isfahan erlebte ich auch erstmals so etwas wie Revolutionstourismus. In dem nahen Städtchen Nadschaf Abad hatte ein aktivistischer Mullah mit Predigten die Leute aufzuwecken versucht. Worauf die Armee sein Haus und gleich ein paar andere dazu geplündert und angezündet hatte. Um das „ruchlose Wüten der Unsterblichen des Schahs“ breitenwirksam anzuprangern, brachte man Leute wie mich und alle Interessenten aus Isfahan mit Privatwagen und Taxis, die dies umsonst taten, an den Ort des Geschehens. Es herrschte eine richtig prärevolutionäre Stimmung. Unter den jungen Geistlichen war der Name Khomeini schon allgegenwärtig. Der sitze, hieß es, noch im Ausland, werde aber in Bälde heimkehren.

Die nächste Etappe war dann im Herbst meine Begegnung mit Khomeini in Paris, genauer: in dem kleinen Ort Neuville-le-Château. Dort hatte man dem Ayatollah ein kleines Häuschen samt Garten gemietet. Darin war ein Zimmer für Journalisten reserviert. Verschleierte Frauen huschten umher, und eine Vielzahl junger Perser war anwesend, die alle irgendwie helfen wollten; unter ihnen der spätere erste Präsident Abolhassan Bani-Sade und Ibrahim Yazdi, der Außenminister in spe. Wir mußten unsere Fragen aufschreiben. Die wurden ins Persische übersetzt, damit Khomeini sie vorab lesen konnte. Schließlich wurde man zum Interview vorgelassen. Khomeini saß ganz alleine auf einem dünnen Sitzkissen. Seine Anhänger hielten sich im Hintergrund. Wir durften jeweils eine Frage stellen, die dann beantwortet wurde. Nachzufragen war nicht erlaubt. All das war recht nett anzusehen, dieses Klein-Persien in der Pariser Vorstadt, das – offensichtlich schon sehr gut organisiert – durch eine stets offene Leitung mit Gesprächspartnern und Helfern in ganz Persien in Kontakt stand. Alles,

was Khomeini äußerte, wurde auf Kassetten aufgenommen und über Telefon nach Iran überspielt.

Nach Teheran flog ich das nächste Mal im Herbst 1978. Es war Muharram, jener Monat, in dem die Perser um Hussein trauern und jedermann neue Aufmärsche erwartete. Der Schah hatte das Demonstrationsverbot aufgehoben. Vermutlich hatten ihn der amerikanische und der britische Botschafter vor weiteren Tötungen gewarnt, die den Widerstand gefährlich anheizen würden. In der Folge herrschte eine geradezu festliche Stimmung im Land. Man frönte dem Demonstrieren. In konservativen Städten wie Isfahan waren es vor allem die Basarhändler, Anhänger Khomeinis, die auf die Straße gingen. Aber in Teheran existierte eine breite Opposition. Da gab es zum einen die alten Mossadeq-Anhänger, aber auch Linksgruppen aller Art und die bürgerlichen Nationalisten rechts von der Mitte. Auch viele Frauen marschierten mit. Und dann waren da die Minderheiten – die Kurden, Turkmenen, Belutschen, Azeri, und die Araber in Khuzistan, die allesamt auf ihre lang ersehnte Autonomie hofften. Sehr wichtig war auch die Teilnahme der Ölarbeiter am Widerstand. Sie wurde maßgeblich von den Mujaheddin-e Khalq, den von Masoud Rajavi angeführten Links-Muslimen, organisiert. Das Land vibrierte geradezu vor Begeisterung, von der keineswegs nur traditionell gesinnte Muslime erfaßt wurden. Ich kannte eine moderne Malerin, die bis dahin abstrakte Bilder geschaffen hatte, aber plötzlich Moscheen malte. Und wenn man intellektuelle fragte, hörte man stets: „Ja, ja, die almodischen Geistlichen. Die bereiten jetzt bloß den Weg, um das Volk zu erwecken.“ Wie wir heute wissen, natürlich eine völlig falsche Einschätzung.

Um die Ohnmacht des Regimes zu zeigen, entwickelten die Mullahs erstaunliche Kreativität: So gab es eine Phase, in der ihre Anhänger bei Dunkelheit auf Hausdächer stiegen, um, für die Soldaten unerreichbar, immer wieder halbe Nächte lang *Allahu Akbar!* zu rufen – eine Methode, die schon 1956 während der konstitutionellen Revolution angewandt worden war, die Ordnungshüter demoralisierte und deren Gegner Selbstvertrauen gab. Im Winter erlebte ich, wie man geschickt das Teheraner Verkehrschaos nutzte: Die Militärs standen da, hatten Schießbefehl. Und zwischen irgendeinem Taxi und einem Autobus schrie jemand plötzlich *Marg bar Schah*, „Tod dem Schah“. Die Soldaten schossen fast immer erfolglos, denn

die Rufer tauchten sofort wieder zwischen den im Verkehr festgeklebten Autos unter. Bei den Bourgeois in ihren Autos wich die anfängliche Skepsis gegenüber dem Protest allmählich einer Sympathie. Und wenn es doch einen Toten gab, tauchten seine Mitkämpfer weiße Hemden in sein Blut und liefen diese über ihren Köpfen schwenkend durch die belebten Straßen. Schon in Isfahan hatte ich an den Wänden Slogans gelesen wie: „Soldat! Die Geistlichen fordern Dich auf, aus der Armee zu desertieren und zu Ayatollah Taheri zu gehen!“ In dessen Haus begegnete ich denn auch Soldaten, die ihre Uniformen gerade gegen Zivilkleidung tauschten. Schon damals merkte ich, wie die Staatsmacht bröckelte. Als ich darüber in Europa schrieb, war man dort noch ahnungslos. Die Investitionen flossen noch ins Land. Politberater und Banken sagten: „Hottinger übertreibt. Der Schah verfügt doch über eine allmächtige Armee. So schnell ist da kein Umschwung möglich.“

Im Grunde war die Bevölkerung freilich schon viel früher mobilisiert gewesen. Insbesondere in Teheran. In den Jahren davor waren unzählige Leute aus den Dörfern in die Hauptstadt gekommen, um als Bauarbeiter ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch schon lange vor der Revolution geriet das Baugewerbe plötzlich dramatisch ins Stocken. Die staatlichen Banken hatten Wohnbauleihen mit so extrem niedrigen Zinsen vergeben, daß quasi jedermann ohne eigenes Kapital zu investieren Wolkenkratzer hochziehen konnte. Dann drehte der Staat aus Angst vor Inflation – wahrscheinlich auch wieder auf ausländischen Rat – den Geldhahn zu. Und zwar viel zu abrupt. Nun ragten allerorten Rohbauten in den Himmel und die Zehn-, wenn nicht Hunderttausenden Arbeiter, die auf den Baustellen lebten und höchstens noch im Süden der Stadt ein Zimmer hatten, standen plötzlich arbeitslos auf der Straße. Sie bildeten eine Manövriermasse, die gar nicht anders konnte, als zu protestieren. Solche politische Fehler wurden zuhauf gemacht. Letztlich, weil der Schah ein übertriebenes Selbstvertrauen entwickelte – was jedoch auf einen darunterliegenden Minderwertigkeitskomplex zurückging, den er kompensierte. Und weil die hohen Beamte vor den Agenten des Geheimdienstes zitterten. In jedem Ministerium saß ein solcher Savak-Mann, der dem Schah direkt Bericht erstattete. Dieser Agent besaß mehr Einfluß als der Minister, weshalb letzterer mehr daran dachte, sich vor dem Zorn des Schahs zu schützen, als irgendwelche

Initiativen in seinem Ministerium zu ergreifen. Die Folge: Niemand übernahm mehr Verantwortung. Nichts ging mehr. Das Land war überfordert, gerade weil es dank dem Ölboom auf einmal über ungeheuren Reichtum verfügte.

In dieser Situation traf der Schah noch persönlich eine kapitale Fehlentscheidung: 1978 hielt er in Ramsar eine große Versammlung ab, an der sämtliche Minister teilnahmen. Dort ging es um den aktuellen Entwicklungsplan. Und weil sich die Staatseinnahmen binnen kurzem mehr als verdoppelt hatten, forderte er kurzerhand auch die Verdoppelung aller Zielvorgaben des Entwicklungsplanes. Einige weitsichtige Minister standen auf und gaben zu bedenken, daß dies nicht so einfach zu bewerkstelligen sei. Schließlich sei die Zahl der Straßen, Kraftwerke, Häfen und der Arbeitskräfte begrenzt. Der Schah wurde wütend, schrie: „Verdoppeln!“ Daraufhin erhob sich das Gremium geschlossen: „Jawohl Majestät, verdoppeln!“ Unweigerlich kam es zur Überhitzung und zum Crash. Etwa beim Stromnetz: Das war so überfordert, daß es kollabierte. Die prall gefüllten Eisschränke fielen für mehrere Tage aus. Die Ware verrottete. Dann kam das übliche Rätselraten. Wer steckte dahinter? Auch wieder eine ausländische Macht?

Zwei andere Beispiele: In den Siebzigern ließ der Schah in Teheran immer wieder nackte Schauspielerinnen auftreten und freizügige Filme aus dem Westen aufführen. Man muß wissen, daß in diesem Land Nacktheit als absolut schockierend empfunden wird. Wenn Iraner im Kino nackte Frauen sahen, ging ein geradezu animalischer Schrei des Entsetzens durch den Saal. Doch in seinem Wahn, das Land auf Teufel komm raus zu modernisieren – „mit England gleichziehen“, wie einer der Slogans hieß –, importierte er eben auch die frivolsten Shows aus Paris oder London. Weshalb später Kinos als dekadente Einrichtungen auch zu den bevorzugten Zielen der Revolutionäre zählten.

Auf Geheiß des Schahs wurden auch wunderschöne Gerichtsgebäude gebaut, die noch heute in vielen Provinzstädten stehen. Die Absicht: Eine Gerichtsbarkeit im westlichen Stil zu schaffen. Da agierten in Teheran nach einem modernen Kodex ausgebildete Richter. Doch wenn diese nicht entsprechend den Erwartungen des Staates entschieden, wurden sie durch Geheimdienst-Leute ersetzt. Und die sprachen dann ein zweites Mal Recht. Was die Bevölkerung daraus schloß? Aha, so also funktioniert westliche Gerechtigkeit.

Kein Wunder, daß Khomeini es leicht hatte, die islamische Jurisprudenz wieder einzuführen.

Das Grundproblem lag, meine ich, in der übersteigerten Scheinentwicklung, die die Elite von der breiten Bevölkerung entfremdete. Vielen Dingen wurde ein westliches Mäntelchen umgehängt, doch der innere Sinn ging verloren, wurde pervertiert. Ich nenne das „fehlgeleitete Verwestlichung“. Europäer und Amerikaner konnten das gar nicht recht verstehen. Es sei doch gut, dachten sie, wenn die unsere westlichen Werte annehmen und Waren kaufen. Wenn sie endlich mal effizient werden und was lernen. Doch in Wirklichkeit wurde nichts gelernt. Vielmehr hat eine kleine Minderheit den aus dem Westen importierten Geist und Stil ausgenützt, um sich Machtpositionen und Reichtum zu verschaffen. Nicht die Entwicklung des Landes stand mehr im Vordergrund, sondern bloß noch die Verheißung: „Ich werde dabei reich. Und mein Vetter, mein Clan dazu.“ Hinzu kamen die blinde Bewunderung für und der Neid auf alles Amerikanische. Und die Selbsttäuschung, der große Dünkel der amerikanischen ausgebildeten Armee.

Viele dachten vielleicht wirklich, diese Entwicklung sei gut für Persien; aber sie waren kurzsichtig, bedachten nicht die Folgen ihres Tuns. Sonst hätten sie zumindest nicht so grob agiert. Andererseits müssen sie im Grunde wohl gewußt oder zumindest gespürt haben, daß sie als Kollektiv in eine Richtung trieben, die eigentlich nichts Gutes verheißt.

Doch zurück zur Chronologie: Nach Muharram, im Frühwinter 1978, wurde die Gangart weiter verschärft, wurde noch mehr geschossen. In diesen Wochen kam es zu einem verheerenden Brandanschlag auf ein Kino in Abadan, bei dem fast 500 Menschen den Tod fanden und für den einander Regime und religiöse Fanatiker die Schuld gaben. Ich bin mir bis heute nicht sicher, was damals wirklich geschah. Fast noch wichtiger war jedoch der Streik der Ölarbeiter, durch den Iran sein wichtigstes Einkommen verlor.

Der Schah war zu dieser Zeit bereits sehr demoralisiert und – was uns damals nicht bekannt war, wir heute jedoch wissen – auch schon schwer krank. Er sprach davon, den Übergang für seinen Sohn vorzubereiten. Was jedoch keinen Sinn machte, denn vom Sohn war vor allem bekannt, daß er gerne mit der Modelleisenbahn spielte. Bis heute ist in Buchläden der Bericht des damaligen britischen Botschafters erhältlich. Darin ist genau beschrieben, wie die Diplomaten aus London und

Washington täglich im Palast saßen und Ratschläge gaben. Die Order lautete, sich ständig um den Schah zu kümmern. Er war schließlich ein erstklassiger Kunde, ein Garant für die Re-Zirkulation des Ölgeldes. Zuletzt war der Herrscher wohl eine Marionette seiner westlichen Berater. Irgendwann hieß es dann, es sei besser, wenn er – „für einen Erholungsurlaub“, so die offizielle Diktion – das Land verließ. Was letztlich am 16. Januar 1979 geschah. Shahpur Bakhtiar, ein Mann der gemäßigten Opposition und ausgesprochen antiklerikal gesinnt, wurde neuer Ministerpräsident. Die Entscheidungen wurden zu diesem Zeitpunkt nicht mehr von Iranern, sondern von den Großmächten getroffen. Und sie waren völlig falsch. Ich hatte diesbezüglich groteske Begegnungen. Etwa mit dem englischen Presseattaché: Als ich dem von meinen Eindrücken über die Stimmung der Landbevölkerung berichten wollte, blockte er ab: Er habe Verbot, sich mit der Volksmeinung zu befassen und den Befehl, ausschließlich auf den Hof zu hören. Auch ein hochkarätiger CIA-Mann, der als trouble shooter eingeflogen war, versicherte mir damals treuherzig: „Our people estimate, that the Shah will last at least for ten more years“.

In dieser kritischen Zeit begannen einige Iraner des alten Regimes, Gelder zu exportieren. Und zwar ganz legal. Der Rial war konvertibel, konnte in Dollars gewechselt und auf Depots in New York angelegt werden. Aber Bankbeamte fertigten Listen von diesen Transaktionen an und ließen sie zirkulieren. Ex-Minister X: 200 Millionen Rial, Ex-Minister Y: 400 Millionen usw. – alles fabelhafte Summen, die aber wohl gestimmt haben, denn viele dieser Leute leben seither in Kalifornien und anderswo im Exil von den Zinsen sehr gut. Den Verdacht der Korruption hatte man immer schon gehegt. Aber diese ungeheuren Dimensionen heizten den Protest natürlich weiter an.

Der eigentliche Umsturz hing dann auch stark mit den inneren Umständen in der Armee, insbesondere der Luftwaffe, zusammen. Anfang Februar 1979 überwältigten von der islamischen Opposition beeinflusste Luftwaffentechniker in einer Teheraner Kaserne ein Kontingent der *javidan*, der königlichen Sonderwächter, nachdem diese sie zuerst angegriffen hatten, und plünderten das Waffenlager. Das war das Signal. Tags darauf sah man überall in den Straßen Soldaten, die sich – etwas schamhaft noch – ihrer Uniformen entledigten. Die Macht brach zusammen. Binnen weniger Tage ver-

und mit meist negativen Vorstellungen an. Auf der Heimreise sind sie dann in der Regel vom Land und seinen Menschen begeistert. Freilich übersehen sie dabei gerne, wie modernisierungsbedürftig die touristische Infrastruktur ist. Daß dieser Sektor besonders devisenbringend sein kann, haben die dafür zuständigen Behörden längst erkannt. Deshalb versuchen sie, gemeinsam mit westeuropäischen Ländern, darunter auch Österreich, eine langfristige Entwicklung zu planen.

Etwa ein Drittel des volkswirtschaftlichen Volumens umfassen die Stiftungen. Dabei unterscheidet man zwischen den sogenannten frommen, also religiösen, und den weltlichen Stiftungen. Erstere wurden häufig schon vor etlichen Jahrhunderten zum Erhalt von Moscheen und angeschlossenen gemeinnützigen Einrichtungen wie Koranschulen, Spitälern, Armenküchen und -herbergen gegründet. Letztere entstanden erst nach der Revolution, meistens durch Zusammenlegung von enteignetem Großgrundbesitz oder von Industriebetrieben. Aber unabhängig davon dienen beide vorrangig karitativen Zwecken, indem sie sich etwa um Kriegsoffer, Waisen, Witwen oder andere sozial Minderprivilegierte kümmern. Mittlerweile sind sie jedoch längst auch zu wirtschaftlichen und politischen Machtzentren avanciert. Zum Teil handelt es sich dabei um riesige Firmenkonglomerate, die in Industrie, Tourismus und Landwirtschaft tätig sind. Bonyad-e Mostafazadeh etwa, die aus der Pahlavi-Stiftung und anderem konfisziertem Privatvermögen hervorgegangene „Stiftung der Entrechteten“, umfaßt mehr als dreihundert Firmen und Fabriken und beschäftigt etwa 150 000 Menschen. Ihr Budget entspricht rund einem Zehntel des Staatshaushalts. Und Astân-e Qods-e Razawi, jene Stiftung, die seit achthundert Jahren in Meshhed Geschenke und Spenden der Pilger anhäuft und derzeit rund um das Mausoleum von Imam Reza einen riesigen Komplex aus Hotels, Wohnungen und Einkaufszentren hochzieht, besitzt über neun Zehntel des fruchtbaren Bodens der riesigen Provinz Khorassan. Sie war es, die schon Anfang der neunziger Jahre die erste Coca-Cola-Fabrik des Landes errichtete. All diese Stiftungen legen keine Bilanzen, zahlen keine Steuern. Sie sind vollkommen autonom und nur der obersten religiösen Führung verantwortlich.

Präsident Khatami hat in seinem Reformprogramm das Problem dieser Grauzonen angesprochen. Man kann sich vorstellen, wie günstig es für das Staatsbudget wäre, wenn die-

se Stiftungen besteuert würden. Ganz wichtig, und das erwähnte Khatami ebenfalls, wäre auch der schrittweise Abbau der enormen Subventionen. Ein Liter Benzin kostet fast nichts. Auch die Preise für gewisse importierte Basisprodukte wie etwa Fleisch, Tee oder Zucker werden staatlicherseits gestützt.

Aufgrund des großen und permanenten Widerstands der konservativen Kräfte kann die Regierung von Präsident Khatami die überfälligen Wirtschaftsreformen nur schrittweise durchführen. Auf ihrem Programm stehen zuallererst die Privatisierung von Banken und Staatsbetrieben, Entbürokratisierung, Vereinheitlichung der Währungs-Wechselkurse, Eindämmung der Inflation (die derzeit über zwanzig Prozent liegt) sowie vor allem die Schaffung von Arbeitsplätzen. Obwohl auch die im Februar 2000 abgehaltenen Parlamentswahlen eine überwältigende Mehrheit für die Reformparteien gebracht haben, wird die Umsetzung der Neuerungen schwierig sein.

Die österreichische Präsenz im Iran ist intensiv und erfreulich. Unsere Botschaft unterhält in Teheran von jeher ein Kulturinstitut, das neben Sprachkursen für Deutsch auch Konzerte, Literaturabende und Ausstellungen veranstaltet. Daneben gibt es Abkommen über wissenschaftliche Zusammenarbeit und Kooperationen zwischen den Museen. Besonders stark sind die bilateralen Beziehungen im wirtschaftlichen Bereich. Die Regierungen beider Länder haben eine Reihe von Abkommen geschlossen, die auch für österreichische Exporteure ausgezeichnete Rahmenbedingungen bieten und die Besuchsdiplomatie fördern. So sieht ein allgemeines Abkommen über wirtschaftlich-technische Zusammenarbeit jährliche Gespräche auf Ministerbene vor. Besondere Abkommen auf den Sektoren Gesundheit, Technologie und Telekommunikation werden die Beziehungen vertiefen. Ein Investitionsschutzabkommen soll auch die Gründung von Joint-ventures und österreichische Investitionen im Iran fördern. Österreich hat, speziell nach Einsetzung der Regierung Khatami, sein Interesse an der Vertiefung der Beziehungen durch die Entsendung hochrangiger offizieller Delegationen bewiesen. Im Gegenzug hat die iranische Seite die Beteiligung an österreichischen Messen und Ausstellungen intensiviert und den Präsidenten der iranischen Handelskammerorganisation mit einer großen Delegation nach Österreich entsandt.

Die Reformer um Präsident Kha-

tami, das Wirtschaftspotential sowie die geographische Lage versprechen langfristig gute Absatzchancen. Von den am Persischen Golf gelegenen Freihandelszonen Qish, Qeshm und Chabahar aus ließe sich ein großer Wirtschaftsraum betreiben, der die Anrainerstaaten am Kaspischen Meer ebenso umfassen könnte wie die Arabischen Golfländer. Allerdings sollten Neueinsteiger vor allem beim Projektgeschäft mit der Marktbearbeitung vorsichtig beginnen. Die Iraner sind traditionelle Händler, äußerst flexibel und zu Visionen neigend. Die anstehende Lösung der wirtschaftlichen Probleme und die eiserne Kontrolle über die Deviseneinnahmen zwingen die Regierung derzeit, nur für Projekte mit absoluter Priorität Budgetmittel zu Verfügung zu stellen. Für die zahllosen übrigen Projekte wird letzten Endes eine hundertprozentige Finanzierung verlangt. Iranische Vermittler übersehen diese Tatsache gerne – bewußt oder unbewußt. Sie locken ausländische Exporteure ins Land. Und nach zahllosen Reisen und Verhandlungen stellt sich heraus, daß nicht einmal die Mittel für eine Anzahlung zur Verfügung stehen. Wohl deshalb wird ein Großteil der österreichischen Lieferungen von Iran-erfahrenen Exporteuren bestritten, die in der Lage sind, die jeweiligen Geschäftsmöglichkeiten realistisch einzuschätzen. In den folgenden Bereichen könnten österreichische Exporteure Marktanteile sichern: Wasserkraftwerke, Abwasser- und Wasseraufbereitungsanlagen, Metall- und Kunststoffverarbeitung, Eisenbahn und Agrarindustrie. Zum laufenden Geschäft gehören Zulieferungen für die bereits erstaunlich breitgefächerten lokalen Industrien. Die Iraner wissen um die hochentwickelte österreichische Autzulieferindustrie. Ihr Bestreben ist es, speziell auf diesem Sektor die Kooperation zu intensivieren.

Österreich importiert aus dem Iran in erster Linie die weltberühmten Teppiche sowie Trockenfrüchte, wobei die legendären Pistazien an erster Stelle stehen. Zu den mit Vorliebe importierten Spezialitäten zählen weiters Rosinen, Safran und Kaviar. Steigender Beliebtheit erfreuen sich im Westen auch iranische Fruchtkonzentrate. Um ihre zahlreichen und äußerst preiswerten Industrieprodukte erfolgreich exportieren zu können, fehlt es den iranischen Herstellern noch häufig an Qualität und entsprechendem Marketing. Diese Tatsache ist sowohl den iranischen Behörden als auch den Exporteuren bewußt, weshalb das Bedürfnis nach ausländischen Partnern immer stärker wird.

„Auf den Flügeln der Märchen und Poesie“

UNIV. PROF. DR. PARVIS MAMNUN: Theaterexperte, Regisseur und Geschichtenerzähler

Ich bin im Westen, und zwar im Wiener Max Reinhardt-Seminar, zum Schauspieler und Regisseur ausgebildet worden und habe, ebenfalls in Wien, Theaterwissenschaft und Orientalistik studiert. Doch als ich 1967 nach Teheran ging und dort beauftragt wurde, an der Universität ein Institut für Theaterwesen zu gründen, erstellte ich einen Stundenplan, der nicht nur westliche Dramatik zum Inhalt hatte, sondern auch Recherchen über das persische Theater vorsah. Dabei war mir erst kurz davor durch meine Doktorarbeit über das schiitische Passionspiel, zu der mich mein Professor in Wien geradezu genötigt hatte, die Bedeutung des persischen Theaters überhaupt bewußt geworden. Denn dieses besitzt völlig andere Grundzüge, als das westliche Theater und hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts seine Werte in den Augen der Iraner verloren.

Damals hatten der technische Fortschritt Europas und als dessen Folge sein wirtschaftlicher Erfolg die Orientalen, darunter auch die Perser, so sehr geblendet, daß diese schon bald dem Irrtum aufsaßen, auch die Kultur des Westens sei besser und erhabener. Als dann, etwa um die Mitte jenes Jahrhunderts, persische Studenten, die in Europa studiert hatten, in Teheran eine provisorische Bühne installierten und darauf erstmals ein Stück von Molière in Szene setzten, waren die Perser fasziniert. Ein solches Theater mit der Bühne auf der einen und den Zuschauern auf der anderen Seite hatten sie noch nie gesehen. Die Folge war, daß sie rasch das Interesse an ihrer eigenen Theatertradition verloren. Die lebte zwar noch bei der einfachen Bevölkerung weiter. Doch unter den Intellektuellen in den Städten galt sie als nicht modern, nicht innovativ und deshalb uninteressant. Ja, man bezweifelte sogar, daß die in Persien existierenden dramatischen Formen überhaupt als Theater zu bezeichnen seien.

In der Tat unterscheidet sich das orientalische und auch persische Theater grundsätzlich vom Europäischen. Und zwar zuerst einmal in seinen Inhalten: Persisches Theater beschäftigt sich, abgesehen von den „seichten“ Komödien, niemals mit alltäglichen Themen. Seine Stoffe stammen vielmehr aus Legenden, Mythen, sind religiöse, nationale oder Liebesepen. Dies ist im Kon-



text der gesamten östlichen Kunst zu verstehen. Deren Wesen – etwa auch das Wesen des östlichen Theaters, des japanischen No zum Beispiel oder des Kathakali in Südindien – steht nämlich niemals im Dienst des Zwischenmenschlichen oder gar Politisch-Aktuellen.

Ein zweites zentrales Unterscheidungsmerkmal liegt im epischen Wesen des persischen Theaters. Auf westlichen Bühnen wird stets von der Existenz einer imaginären vierten Wand ausgegangen, die nur deshalb transparent ist, um dem Zuschauer den Blick auf das Bühnengeschehen zu ermöglichen. Der Schauspieler, so sagt etwa der große Theoretiker Konstantin Stanislawskij, sollte möglichst vergessen, durch welche der vier Bühnenwände ihn das Publikum sieht. Und seine Leistung sei dann perfekt, wenn er glaubhaft in die Rolle der jeweiligen Person zu schlüpfen vermag. Im Gegensatz dazu akzeptiert das persische Theater die Gegenwart des Zuschauers. Die Bühne, die übrigens meistens in der Mitte des Raumes liegt, wird nicht als Kopie eines tatsächlichen Schauplatzes betrachtet. Sie ist vielmehr schlicht eine Bühne, auf der das Geschehen darstellend erzählt – oder erzählend dargestellt – wird. Wobei die Akteure immer wieder Kontakt mit dem Publikum aufnehmen und oft sogar ihre Texte, obwohl sie sie auswendig kennen, aus Rollenbüchern, die sie in der Hand halten, rezitieren.

Ein drittes wichtiges Charakteristikum des persischen Theaters ist

Von Parvis Mamnun sind insgesamt fünf CDs erhältlich, auf denen er, von Instrumentalmusik und Gesang begleitet, Liebesgeschichten von Nizami bzw. aus 1001 Nacht erzählt. Kontakt: A-1010 Wien, Elisabethstraße 24; Fax: (+43-1) 587 73 10.

sein poetisches Wesen. Es ist in Wahrheit ein Gesamtkunstwerk, in dem Dramatik, Lyrik und Epik untrennbar ineinander verwoben sind. Ihre Blüte erlebte diese Poesie zwischen dem 10. und 15. Jahrhundert, als die größten Dichter persischer Zunge geboren wurden – Dichter, die mit einigen wenigen Ausnahmen wie Hafis oder Khayyam ihre wichtigsten Werke in epischer Form geschrieben haben. Am Beginn dieser goldenen Periode steht Rudaki, an ihrem Ende Dschami. Einer der Größten ist der im Jahr 940 geborene Firdausi – der Schöpfer des Königsbuches, des *Shahnameh*. In diesem Nationalepos schildert er in Erzählform, aber doch auch in Versmaß die heroische Geschichte Persiens von den frühen Mythen bis zur Eroberung durch die Araber.

Gehen wir weiter, begegnen wir dem großen Mystiker Attar, in Europa bekannt als Autor der Vogelgespräche. Es folgt Nizami, der Schöpfer hinreißender, in Versmaß verfaßter, poetischer Liebesgeschichten. Kurz nach ihm, im 13. Jahrhundert, begegnen wir Mawlawana Rumi, dem Begründer des Ordens der Tanzenenden Derwische, dessen Hauptwerk *Mathnawi* ebenfalls voll von Geschichten in Versmaß ist. Etwa zur gleichen Zeit lebt auch Saadi, einer der größten Sterne am Himmel der persischen Dichtung. In seinem *Gulistan*, dem „Rosengarten“, aber auch im *Bustan* finden sich viele, viele Geschichten. All diese Großen vereinen wie gesagt in ihren Werken Erzählkunst, Dichtung, Lyrik und oft auch die vierte literarische Kunst, die Didaktik. Wird es zum Beispiel im Laufe einer epischen Handlung Frühling, fügt der Dichter ein Lied über den Frühling ein. Verlieben sich die beiden Helden, beginnt eine Hymne auf die Liebe. Gehen sie auf die Jagd, wird seitenlang die Schönheit der Gegend beschrieben. Und stirbt jemand, folgt ein Diskurs über die Vergänglichkeit der Welt.

Die älteste und am weitesten verbreitete Form des persischen Theaters ist die Erzählkunst. Sie ist mindestens 2000 Jahre alt und wird stets nur von einem Mann, dem Erzähler (*Naghal*), auch *Morsched* oder Meister genannt, praktiziert. Die Stoffe dieser Erzähler sind häufig heroischer Natur. Sie werden mit Vorliebe Firdausis *Shahnameh* entnommen. Ein eigenes Genre stellt das Erzählen religiöser Geschichten dar. Diese Kunst, genannt *Rozeh-khani*, erlebte ihre Blüte zur Safawidenzeit, als das Schiitentum zur Staatsreligion wurde und man zur Abgrenzung gegenüber den sunnitischen Türken die Tragödie von Kerbela um den Tod Husseins zu betonen suchte.

Die schiitischen Geschichten rund um sein Martyrium im Jahr 680 wurden anfangs aus Büchern vorgelesen. Später stellte man Predigtkanzeln auf, von denen herab die Mullahs mit großartiger Rhetorik – „saffigen Zungen“, wie wir das nennen – sprachen. Auch die Naghals haben in den Trauertagen die Geschichten vom Tod Husseins und anderer schiitischer Imame dem Volk erzählt. Das basierte gewöhnlich auf öffentlichen Plätzen, und dabei benützten sie gemalte Tücher, die sogenannten *Schamajels*. Darauf waren Schlüsselszenen gemalt, um dem versammelten Volk im Erzählen die Geschehnisse bildlich zu verdeutlichen. Nicht unerwähnt möchte ich auch die Tradition der Puppen- und Schattenspiele lassen, die ebenfalls von Meistern der Erzählkunst geleitet wurden.

Husseins Martyrium, von dem die Erzähler des *Rozeh-khani* berichten, war von jeher auch Anlaß für Prozessionen, die man im ganzen Land alljährlich zum Todestag des Prophetenankels und dritten Imam abhielt. Diese Umzüge wurden im Laufe der Zeit mit bildlichen Szenen angereichert, bis sich, vor rund dreihundert Jahren, daraus schließlich eine regelrecht theatralische Darbietung, das persisch-schiitische Passionspiel, entwickelte. Im Wesen dieses *Taziye* genannten Passionsspiels tritt der Unterschied zwischen persischem und westlichem Theater deutlich zu Tage. Denn obwohl auch hier auf einer Bühne zahlreiche Personen dargestellt werden, bleibt die Form stets eine andeutend erzählende, und die Darsteller versuchen nie, sich mit ihren Rollen zu identifizieren. Der Bauer zum Beispiel, der Hussein spielt, hat zwar als Erkennungszeichen einen Turban auf dem Kopf. Doch abgesehen davon trägt er sein alltägliches Gewand und täuscht auch nie eine andere Identität als seine eigene vor. Auch Husseins Mörder ist zwar in aggressives Rot gehüllt und deklamiert mit heißer, häßlicher Stimme. Aber es kann vorkommen, daß der Handwerker oder Lehrer, der ihn darstellt, plötzlich die Szene stoppt und ein selbst gedichtetes Loblied zu Ehren Husseins zu singen beginnt. Und während der Tötungsszene kann es passieren, daß er das Messer, mit dem er Husseins Kopf abtrennt, jäh wegwirft und als tiefgläubiger Schiit dessen Tod beweint. Dabei wird er immer wieder unvorhergesehen zum Publikum sprechen. Dann singen alle gemeinsam Trauerlieder, weinen, klagen. Und manchmal steigern sich die Zuschauer derart in ihre Wut, daß der Darsteller des Mörders vor ihren tätlichen Angriffen fliehen

muß. Mit gutem Grund hat mir der Regisseur Peter Brook nach dem Besuch einer *Taziye*-Aufführung gesagt, er halte dieses Theater hinsichtlich der Wirkung auf die Zuschauer für „eines der stärksten der Welt“.

Auch das heitere Theater, *Ruhazi* genannt, ist in seinen Grundzügen episch. Es ist das persische Gegenstück zur *Commedia dell'arte*. Sein Name bedeutet übersetzt „auf dem Becken“, was daher rührt, daß man es in den Innenhöfen der Häuser auf den mit Brettern überdeckten und mit Teppichen belegten Wasserbassins, dem *boz*, zu spielen pflegte. Das *Ruhazi*-Spiel gehört zu jenem Genre weltlichen Improvisationstheaters, dessen älteste Spuren sich bis in die Regierungszeit des Safawidenkönigs Schah Abbas zurückverfolgen lassen. Seine Grundelemente sind sowohl das improvisierte Wort, als auch der primitive, mit grotesken und derben Bewegungen ausgeführte Tanz. Seine Themen sind teilweise gesellschaftskritisch oder historisch, kreisen aber auch oft um Liebes- und Heiratsprobleme. Seine Hauptpersonen sind wie bei der italienischen Stegreifkomödie auch der reiche Kaufmann, in der persischen Version als Mekkapilger *Hadschi* genannt, und dessen armer, farbiger, flinker Diener.

Was die Geschichtenerzähler betrifft, so bin ich glücklich, daß ich in meiner frühesten Jugend, vor vierzig Jahren in Isfahan, noch etliche Große dieser Zunft persönlich erleben durfte. Ich bin aber auch glücklich, daß ich später als junger Professor begonnen habe, Erzähler zu interviewen und zu filmen. Damals habe ich viel Zeit mit ihnen verbracht, habe sie zu mir eingeladen. Und gemeinsam haben wir unzählige Gedichte rezitiert. Die alten Meister haben ja tausende Gedichte, zu jedem Anlaß eines, im Kopf.

1993 habe ich schließlich in Isfahan von einem der letzten Großmeister mit einem Kuß auf die Stirn und einem „Gott mit Ihnen!“ die Befugnis zum Erzählen erhalten. Man muß wissen, daß die Meister früher ihren Schülern die Fähigkeiten und die Erlaubnis zum Erzählen von Generation zu Generation weitergaben. Man ging als Kind in die Lehre und tat jahrelang nichts anderes, als Tee zu kochen, den Platz zu kehren und vor allem zuzuhören. Als Halbwüchsiger durfte man dann an bestimmten Passagen im voraus vereinbarte Zwischenfragen stellen. Um die dreißig ging man allmählich seinen eigenen Weg. Und nicht vor fünfzig erlangte man die volle Reife. Die großen Meister sind nicht einfach Künstler. Vielmehr wurden sie in Persien als Poeten, Lehrer, vor al-

lem aber als ganz große, glaubwürdige Persönlichkeiten sehr geschätzt.

Die persische Kunst des Geschichtenerzählens hat von jeher vor allem den Theatermann in mir fasziniert. Wie kann ich Schauspieler sein und doch zugleich ich selbst? Wie eine Rolle vorzeigen, ohne in sie zu schlüpfen? Wie kann ich im Publikum authentische Bilder hervorrufen und es emotional wirklich packen? Mit diesen Fragen habe ich mich früher, als Student, als Schauspieler und Regisseur, intensiv beschäftigt. Seit zehn Jahren kann ich nunmehr als Perser und als Enkel eines Mystikers im Geschichtenerzählen meinen großen Durst nach Poesie stillen. Mich von den Legenden der Liebe inspirieren zu lassen, ist eine Aufgabe, von der ich spüre, daß sie meiner Seele wahrlich entspricht. Darin habe ich meine kulturelle Identität gefunden. Und auch als Mensch habe ich darin eine Schule entdeckt, die vor allem mich belehrt.

Mit vierzig habe ich davon geträumt, an großen Theatern im Westen zu inszenieren. Jetzt aber bin ich mit meinem kleinen Theater und meinem alternativen Publikum glücklich; glücklich, wenn es mir gelingt, meine Zuhörer für zwei Stunden zu verzaubern und auf den Flügeln der Märchen und Poesie ins Land der Phantasie zu entführen.



„Irans Gegenwart ist von Widersprüchen geprägt.“

PROF. DR. UDO STEINBACH
Direktor des Deutschen
Orient-Instituts in Hamburg

Ich habe Orientalistik und Klassische Philologie studiert und schon sehr früh, 1969, eine ausgedehnte Reise in den Iran unternommen. Damals brauchte man zwei Tage, um von München über Damaskus und Bagdad nach Teheran zu fliegen. Ich

fuhr sechs Wochen per Bus und Anhalter durch das Land. Bereits bei diesem ersten Kontakt war ich von der speziell iranischen Ausprägung innerhalb der islamischen Kultur, aber auch von den religiösen Besonderheiten fasziniert, die ja, wie man im Zusammenhang mit der Revolution immer wieder spüren konnte, auch Besonderheiten in der Mentalität mit sich gebracht haben.

Nach meinem Studium begann ich bei der „Stiftung Wissenschaft und Politik“, habe mich also rasch von der Vergangenheit und Kulturgeschichte ab- und den aktuellen Geschehnissen zugewandt. Auch bei dieser Tätigkeit blieb ich sehr früh wieder beim Iran hängen. 1974 absolvierte ich als Reserveoffizier eine achtwöchige Wehrübung in Teheran und hatte in diesem Rahmen die Möglichkeit, ausgiebig durch die westlichen Provinzen Aserbeidschan und Kurdistan zu reisen. Dabei wurde mir richtig bewußt, wie wenig homogen dieses Land ist. In Aserbeidschan spricht ein Großteil der Menschen Türkisch und dies überaus selbstbewußt. Und in den kurdischen Landesteilen mußte ich damals schon feststellen, daß man sich zwar als zum iranischen Staatsverband gehörig empfindet, aber doch auch eine kurdische Identität pflegt. Ich denke, es war auch dieser von vielen Völkern und Kulturen geprägte Charakter des Islam, der mich abgesehen von der schiitischen Religion mit all ihren kulturellen Eigenheiten sehr früh reizte. Seit 1976 bin ich Direktor des Deutschen Orient-Instituts, einer Forschungseinrichtung, die sich mit aktuellen Entwicklungen im Raum zwischen Nordafrika und Zentralasien befaßt. Natürlich hatte ich auch hier im Zuge der Revolution und danach wieder sehr intensiv mit dem Iran zu tun.

Diese iranische Revolution ist ja ein sehr bemerkenswertes Ereignis: Sie ähnelt in vielen Aspekten der Französischen; vor allem darin, daß sie eine der ganz wenigen Revolutionen ist, die von unten gemacht wurden. Die Revolutionen des 20. Jahrhunderts in der islamischen Welt wurden ja größtenteils von oben – von Militärs, einzelnen Persönlichkeiten oder Ein-Parteien-Regimes – initiiert. Im Iran hingegen kam die Kraft aus der Bevölkerung und hat das Land so fundamental aufgemischt, daß wir jetzt nach zwanzig Jahren ihre Konsequenzen noch gar nicht wirklich absehen können. Es war ohne Zweifel ein in der Tat einschneidendes Ereignis. Und zwar nicht nur in der Geschichte Irans, sondern der islamischen Welt insgesamt.

Natürlich erfolgte diese Revoluti-

on nicht im Namen von bürgerlich-liberalen Werten wie Freiheit, Brüderlichkeit und so weiter, sondern, aus einem tiefen Gefühl der Entfremdung heraus, im Zeichen der Rückkehr zu einer islamisch geprägten Ordnung. Ich glaube, daß diese Revolution zugleich im Lichte der 2500jährigen Geschichte des Iran zu betrachten ist. Dieses Land, in dem eines der ältesten Kulturvölker der Menschheitsgeschichte beheimatet ist, wurde zweimal fundamental überlagert. Und zweimal haben die Iraner in einem Jahrhunderte währenden Prozeß zu ihrer eigenen Identität zurückgefunden: Einmal kam im Gefolge Alexanders des Großen das Griechische über das Land. Wonach es erst fünfhundert Jahre später, unter den Sassaniden, wieder eine iranische, wenn auch hellenistisch eingefärbte Kultur gefunden hat. Die zweite Überlagerung erfolgte durch den arabisch geprägten Islam. Auch danach, dies zeigen die Literatur, die Malerei, ja die Kunst insgesamt deutlich, brauchte es Jahrhunderte zur Herausbildung einer eigenständigen Variante des Islam. Die dritte und jüngste Überlagerung ist jene durch den Westen im 19. und 20. Jahrhundert. Auch sie rief eine Gegenreaktion, eben die Revolution von 1979, hervor.

Beschäftigt man sich, wie wir dies im Orient-Institut tun, mit den gegenwärtigen politischen Triebkräften im Nahen und Mittleren Osten, so tritt in den letzten zehn Jahren in wachsendem Maße die Frage in den Vordergrund, inwieweit Europa davon betroffen ist. Wie gestalten wir künftig die Beziehungen zwischen unserem Kontinent und diesem Teil der Welt? Beziehungen, die ja vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert durch koloniale Strukturen gekennzeichnet waren. Was den Iran betrifft, so sind wir Europäer ganz offensichtlich nach der Revolution auf der Suche nach einer neuen Form der Partnerschaft. Eine Reihe von Jahren nannten wir das den „Kritischen Dialog“, über den wir den Iran wieder in die internationale Politik zu integrieren suchten. Im Rahmen dieses Dialogs kam in hohem Maße auch die Frage der Menschenrechte zur Sprache. Zu diesem Thema haben wir einen deutsch-iranischen Gesprächskreis gegründet, den ich über eine Reihe von Jahren gleichsam moderiert habe.

Wenn wir die jüngste Vergangenheit der iranischen Geschichte näher beleuchten wollen, so bieten sich die späten achtziger Jahre als Ausgangspunkt an. Denn damals erfolgten zwei entscheidende Zäsuren: der Tod des Revolutionsführers und das

Ende des irakisch-iranischen Krieges. Ayatollah Khomeinis Tod im Juni 1989 war insofern ein tiefgreifender Einschnitt, als er im Grunde das Ende der Geschichte Irans als ein revolutionäres Staatswesen markiert. Er war Anlaß zu einer tiefgreifenden Verfassungsänderung. Denn jenes Prinzip, das Khomeini selbst an die Macht gebracht und das er hochgehalten hat – nämlich, daß der herausragende Theologe zugleich der Führer des Staates sein sollte, das Staatswesen also aus der Religion seine Legitimation erhielt –, dieses Prinzip war nun erledigt. Weshalb? Es stand schlicht kein adäquater Nachfolger zur Verfügung. Die langjährigen Kronprinzen, Ayatollah Montazeri, hatte Khomeini selbst noch in die Wüste geschickt. Also sah man sich gezwungen, einen mittel-, wenn nicht sogar niederrangigen Mullah zum religiösen Staatsoberhaupt zu machen. Die Wahl fiel auf Ali Seyyed Khamenei, der bis zu Khomeinis Tod nur ein *bodschat al-islam*, gleichzusetzen etwa mit einem Diakon, gewesen war. Zugleich änderte man die Verfassung, indem man das zuvor bereits erwähnte Prinzip der religiös legitimierten Führerschaft durch den *tali-ye faqih*, den „herrschenden Rechtsgelehrten“ in ein Wahlprinzip umwandelte.

Parallel kam auch die zweite Säule des staatlichen, von Khomeini höchstpersönlich vorgelebten Selbstverständnisses zum Einsturz: Iran war nicht länger das revolutionäre Staatswesen, das der übrigen islamischen Welt im Kampf gegen die Werte und die politische Dominanz des Westens den Weg wies. Schon mit der Geiselnahme in der amerikanischen Botschaft im November 1979 hatte der Iran den Willen zur Konfrontation mit dem Westen signalisiert. Auch der Krieg gegen den Irak hatte das Ziel der Expansion. Khomeini nannte es *rah-e Quds az Karbala miguzarad*, „der Weg nach Jerusalem geht über Kerbela“. Die von einem Ungläubigen, nämlich Saddam Hussein beherrschten schiitischen Heiligtümer von Kerbela befreien; überhaupt die islamische Welt von ihren inneren Feinden, die allesamt vom wahren Islam abgefallen waren, befreien – so lautete das Ziel. Und wenn alles befreit sein würde, sollte man gegen die äußeren Feinde, nach Jerusalem, gegen die Israelis, die Zionisten und letztlich gegen die Amerikaner, marschieren. Dieses Konzept des Revolutionsexports war 1988 am 20. August mit dem Waffenstillstand endgültig gescheitert. Khomeini mußte erkennen, daß die anderen islamischen Staaten, allen voran der verhaßte

Irak, und daß der Westen, allen voran die verhaßten USA, die Stärkeren waren und bleiben würden. Selbst der Plan, im Libanon eine weitere islamische Republik zu gründen, war mißlungen. Dort hatte der Iran zwar die revolutionäre Truppe der Hisbollah aufgebaut, die Israel immer wieder mit Nadelstichen piesackte, doch einen nachhaltigen militärischen Erfolg erzielte man nicht. Dazu kam, daß der acht Jahre währende Irak-Krieg in einen totalen ökonomischen Ruin gemündet war. Und daß das immense Bevölkerungswachstum und das damit einhergehende Absinken des Lebensstandards eine Kursänderung dringend nötig machten. Was Not tat, um der jungen Generation ein Auskommen und somit der Islamischen Republik eine Zukunft zu sichern, waren Entwicklungsimpulse, Kooperationspartner und Geld. Schon deshalb war der Iran zur Öffnung gegenüber dem Westen gezwungen.

Doch Khomeini hat seinen Nachfolgern noch etwas hinterlassen, was sich in den Achtzigern als extrem schwierige Hypothek entpuppen sollte: die Rushdie-Affäre. Mit der Ächtung des britischen Schriftstellers Salman Rushdie hatte er versucht, nach Kriegsende nochmals das Schwert aufzuheben. Er glaubte, daß sich die islamische Welt aus Entrüstung über die „Satanischen Verse“ und deren Autor, der sich blasphemisch über den Propheten geäußert hatte, hinter ihn stellen würde. Doch statt dessen hat diese Affäre dann über Jahre der notwendigen Normalisierung zwischen Iran und Europa im Wege gestanden.

Zwischen 1989 und 1997, dem Jahr, in dem Mohammed Khatami Präsident wurde, dominierten zwei Protagonisten die politische Szene: Ali Akbar Hashemi Rafsandschani, der unmittelbar nach Khomeinis Tod zum Staatsoberhaupt gemacht worden war, und besagter Ali Khamenei, der die geistliche Führung übernahm. Ich denke, die Idee war, daß die beiden ein Tandem bildeten, das gemeinsam die Islamische Republik führen und vorsichtig wieder öffnen sollte. Tatsächlich standen die beiden einander ja anfangs sehr nahe. Sie haben dieselbe Schule besucht, waren beide Zöglinge von Khomeini. Allerdings kam es irgendwann zu Diskrepanzen, die sich ab etwa 1992 vertieften. Rafsandschani, als Staatspräsident zuständig für das Alltagsgeschäft, für die politische und ökonomische Normalisierung, steuerte einen pragmatischen Kurs: So versuchte er etwa, natürlich ohne Khomeini zu desavouieren, in der Rushdie-Affäre zu vermitteln. An diesem Punkt spielte Khamenei nicht mehr

mit. Er hatte sich mittlerweile zu einem sehr konservativen, traditionsbewußten Mullah gemauert, was damit zusammenhängen mag, daß ihm letztlich die hohe theologische Qualifikation und damit auch das Ansehen anderer Ayatollahs fehlt. Um dieses Manko gleichsam wettzumachen, verfolgte er eine übermäßig schiitisch-konservative Politik. Die Kluft zwischen den beiden Führern brachte eine Pattsituation, aus der Iran bis 1997 nicht herauskam.

Diese persönliche Rivalität ist zugleich ein Indiz für den multipolaren Charakter der iranischen Politik. Es gibt nicht nur ein oder zwei Machtzentren, sondern etliche – und sie operieren alle in hohem Maße autonom, nach eigenen Interessen und eigener ideologischer Orientierung.

Besonders deutlich wurde das bei der sogenannten Mykonos-Geschichte: 1990 hatte die iranische Führung Deutschland gleichsam zum Brückenkopf der islamischen Politik in Europa erklärt. Und im September 1992 inszenierte man dann in Berlin einen Mord an kurdischen Führern. Als Auftraggeber wurden sehr schnell Würdenträger der iranischen Regierung, darunter der Geheimdienstminister, identifiziert. Die Affäre zeigte zwei Dinge: zum einen die Verwerfungen und Rivalitäten innerhalb der Staatsführung; und zum anderen, inwieweit bestimmte konservative und radikale Gruppen bereit waren und das offensichtlich bis heute sind, die Außenpolitik für innenpolitische Ziele zu instrumentalisieren.

Um die komplexen Machtstrukturen zu verdeutlichen, sollte man vielleicht kurz die einzelnen Institutionen und ihre Funktionen, wie sie durch die Verfassung definiert sind, vorstellen: Ich denke, es ist wichtig, als erstes das Parlament (*majlis*) zu nennen. Ist es doch jene Institution, in der Entscheidungen gefällt werden und die in gewisser Weise den Willen des Volkes reflektiert. Das Parlament umfaßt 270 Abgeordnete, von denen übrigens nach den Wahlen vom Februar 2000 nur drei weiblich sind. Es wird von einer Reihe unterschiedlicher Gruppierungen geprägt. Darunter die orthodoxen Khomeinisten, ihnen gegenüber die links-islamischen Kräfte, und als dritte maßgebliche Gruppe die Pragmatiker, die zwar ebenfalls die Verfassung der Islamischen Republik bejahen, aber manches an ideologisch-religiöser Einfärbung zugunsten einer pragmatischen Öffnung des Landes opfern wollen. All diese Gruppen sind bislang noch keine Parteien in unserem Sinne, beginnen sich in jüngster Zeit aber Schritt um Schritt als solche zu formieren.

Freilich kann nach den Gesetzen des Gottesstaates das Parlament letzten Endes nicht die Gesamtheit des Volkes repräsentieren. Denn das Volk, die Nation, ist nach islamischem Verständnis nicht souverän. Souverän ist nur Gott. Also tritt ipso facto neben das Parlament ein weiteres Gremium, das diese von Menschen geschaffene, und von unterschiedlichen Interessen und Ideologien beeinflusste Einrichtung kontrolliert; der Wächterrat. Er setzt sich aus zwölf Persönlichkeiten zusammen. Sechs davon sind geistliche Rechtsgelehrte und vom religiösen Führer, also derzeit Khamenei, berufen. Die anderen sechs sind herausragende weltliche Juristen. Gemeinsam bestimmen sie unter anderem, welche Kandidaten für die Parlaments- und Präsidentschaftswahlen zugelassen werden. Wenn der Wächterrat die Entscheidungen des Parlaments für mit dem schiitischen Islam nicht kompatibel befindet, geht die Angelegenheit an die Volksvertretung zurück. So werden Gesetzesvorhaben oft für längere Zeit blockiert.

Zu Khomeinis Lebzeiten entschied der *rahbar*, der „Revolutionsführer“, höchstpersönlich. Doch kurz vor seinem Tod schuf er eine dritte Institution – den sogenannten „Rat zur Wahrung der spezifischen Interessen des Volkes“. In ihm sitzen Vertreter des Parlaments, der Regierung, des Wächterrats sowie diverse Theologen, die in einem langen Prozeß des Dialogs – man könnte auch sagen: Palavers – zu entscheiden trachten, welche Gesetze und Verordnungen der Islamischen Republik erlangen sollen, also Rechtskraft erlangen sollen.

Und schließlich existiert auch noch ein 83 Mitglieder umfassender Expertenrat, der unter anderem den religiösen Führer wählt.

All diese Institutionen sind gleichsam schwarz auf weiß in der Verfassung festgeschrieben. Was sich dort aber nur ungenügend widerspiegelt, ist die ungeheure Macht, die dem Religionsführer zukommt. Sein Einfluß reicht in der Praxis in alle Gremien der Republik, seien es die Revolutionsgarden, die Armee, die Ministerien, Gerichte oder Stiftungen. Was politisch und ideologisch zählt, wird von Ayatollah Khamenei zumindest mitkontrolliert, so daß hier ein Machtfaktor existiert, der im einzelnen gar nicht wägbare, den man jedoch immer wieder in Betracht ziehen muß, wenn man nach den Gründen für die Widersprüche sucht, und für die Blockaden jenes Demokratisierungsprozesses, den man seit der Wahl Präsident Khatami zu initiieren versucht hat.

Das islamische System ist zu einem erheblichen Teil informell und unstrukturiert. Das macht die Bewertung innen- und außenpolitischer Entwicklungen so schwer. Und das führt auch zu den fundamentalen Widersprüchen in der Wirtschaftspolitik, wo einerseits klar ist, daß wesentliche Weichenstellungen – etwa hinsichtlich Privatisierung und Integration des riesigen Arbeitslosenheeres – dringend nötig sind, andererseits aber diesbezügliche Beschlüsse des Parlaments von den Konservativen immer wieder zu Fall gebracht werden. Mit dem Ergebnis, daß wir im Iran eine beängstigende Stagnation wahrnehmen, die natürlich die widerstreitenden Kräfte in den letzten Jahren in wachsendem Maße gegeneinander aufgebracht hat.

Einen Markstein bedeutete selbstverständlich die im Mai 1997 erfolgte Wahl Seyyed Mohammad Khatamis zum Staatspräsidenten. Ich war damals zur Wahlkampfzeit wiederholt im Iran. Es konkurrierten zwei Kandidaten: zum einen Parlamentspräsident Ali Akbar Nateq-Nouri, der den ganzen Propagandaapparat hinter sich wußte, und zum anderen der weitgehend unbekannt *bodschat al-islam* Khatami. Der war zwar schon einmal Minister gewesen, 1992 jedoch wegen allzu liberaler Ansichten in die Wüste, sprich: auf den Posten des Direktors der Staatsbibliothek, geschickt worden. Als er plötzlich auf der politischen Bühne wieder auftauchte, war ganz spontan zu merken, daß ihm sofort die Herzen zuflogen. Hinter ihm standen vor allem die Frauen, die Jugend und der reformorientierte Teil der Medien. Mit wem wir in diesen Wochen auch sprachen – jeder war begeistert und sagte: Hör doch mal zu, wovon Khatami spricht! Von Rechtsstaatlichkeit, Demokratisierung, Menschenrechten! So war eigentlich – obwohl er keinen Zugang zu den staatlich kontrollierten Medien gehabt hatte und seine Wahlveranstaltungen zum Teil von den Schlägertrupps der Hisbollah gestört worden waren – schon am Vorabend der Wahl deren Ausgang klar. Schließlich bekam er siebzig Prozent der Stimmen.

Vor allem bei den Frauen und der Jugend wurde durch das Ergebnis eine erhebliche Frustration mit den real existierenden Zuständen in der Islamischen Republik offenbar, mit all den ökonomischen Krisen, den politischen Sackgassen und der internationalen Isolierung. Wie die entstanden war, ist schwer zu sagen. Ob aus dem eigenen Bauch heraus? Durch das westliche Fernsehen? Durch die Kontakte mit den Ver-

wandten im Exil? Tatsache ist, daß die Erwartungen ungemein hoch waren.

Khatamis Problem, das seiner Wähler und von uns allen, ist seither, daß die informellen Machtstrukturen unterschätzt wurden. Die Staatswirtschaft, die im Iran mit dem Beginn der Revolution etabliert worden ist, nützt vielen Mullahs und dem Basar. Viele haben dementsprechend kein Interesse, die Fäden der Privatisierungen oder eine Aufspaltung der Stiftungen aus der Hand zu geben. Auch eine politische Öffnung bedeutet Machtverlust für die konservativen Kontrolleure der bisherigen politisch-religiösen Netzwerke. So versuchten diese Kräfte – weitgehend erfolglos, wie sich bei den Parlamentswahlen im Februar 2000 herausstellte – bestimmte beim Volk populäre Kandidaten nicht zuzulassen oder ihnen, wie im Falle des Teheraner Bürgermeisters Gholamhussein Karbastschi, einen Prozeß anzuhängen. Man verbietet liberale Medien, diskreditiert Gegner, indem man sie der Korruption oder des unislamischen Verhaltens zeilt ... kurz: man zieht alle Register, um diejenigen, die an einer Pluralisierung der Gesellschaft arbeiten, zu blockieren.

Vor diesem Hintergrund ist die Situation Präsident Khatamis sehr prekär. Er weiß zwar trotz aller mittlerweile aufgetauten Ungeduld und Frustration die Mehrheit der Iraner nach wie vor hinter sich. Doch verfügt er nicht über die Machtinstrumente, um seine Politik durchzusetzen. Sicherheitskräfte und Armee sind ihm entzogen. Und in Ressorts, in denen liberale Minister an der Spitze stehen, agiert im Hin-

tergrund ein Vertreter Khameneis und versucht, die Reformarbeit zu unterminieren. In der Zwischenzeit wächst die Entschlossenheit der Khatami-Wähler, ihre Konflikte auf die Straße zu tragen – was sich bei den Studentenunruhen im Juli 1999 nachhaltig manifestiert hat.

Die innere Liberalisierung wird aber auch über die Außenpolitik desavouiert. Ein Instrument dieser Methode war der unselbige deutsche Geschäftsmann Helmut Hofer, dem zunächst einmal eine Affäre mit einer iranischen Studentin nachgesagt worden ist. Ein völlig willkürlicher Vorwurf. Ich habe sämtliche Prozeßakten gesehen. In Wahrheit griff man ihn heraus, um über ihn die Beziehungen zu Deutschland zu vergiften. Eine Öffnung nach Europa, vielleicht sogar, was Herr Khatami wiederholt angedeutet hat, nach Amerika – diesen Kurs wollen konservative Kräfte desavouieren; und letztendlich wollen sie natürlich den Präsidenten selbst in eine Sackgasse bringen, um die dringend nötigen inneren Reformen zu verhindern.

Allen Widrigkeiten zum Trotz ist dennoch eine deutliche außenpolitische Entspannung zu verzeichnen. So haben sich etwa die fast zwanzig Jahre lang völlig traumatisierten Beziehungen zu den USA in letzter Zeit merklich verbessert. Die Signale von Teheran nach Washington, aber auch in die Gegenrichtung sind sehr zahlreich. Hinter den Kulissen dürften, darüber kann ich freilich nur spekulieren, die Wirtschaftsbeziehungen, vor allem im Ölbereich, ziemlich intensiv sein. Wegbereiter war dabei der Sport. Anfangs tauschten die beiden Länder Ringer-Delegationen aus. Ringen ist im Iran

überaus populär. Noch wichtiger war die Fußball-WM 1998. Sowohl die USA als auch Iran versuchten die Begegnung ihrer beiden Teams in Frankreich im Vorfeld in den Kontext einer Verbesserung der Beziehungen zu stellen. Das Match brachte dann für die Iraner sogar ein Traumergebnis, indem sie die Amerikaner 2:1 besiegten. Die Teilnahme an der WM und die Erfolge setzten im Iran enorme Emotionen frei. Es zeigte sich auf einmal, daß die Iraner jenseits der Religion in hohem Maße Chauvinisten sind. Man kratze an einem Mullah und wird feststellen, daß er im Grunde ein iranischer Chauvinist ist.

Auch sonst agierte der Iran in den neunziger Jahren außenpolitisch über weite Strecken weitaus moderater, pragmatischer, als im Jahrzehnt zuvor. So wurde etwa das Prinzip, islamische Kräfte im Ausland zu unterstützen – über das Engagement im Libanon haben wir beispielhaft gesprochen – fallengelassen. Auch die Förderung islamischen Terrors hat man mehr oder weniger aufgegeben. Das gegenwärtige Dilemma ist, daß man nicht einmal mehr bereit ist, den muslimischen Tschetschenen in ihrem Kampf gegen Rußland zu helfen. Die diesbezüglichen Erklärungen waren windelweich, weicher sogar als jene der EU oder der OSZE. Der Grund: In den Neunzigern hat sich eine neue Achse zwischen Teheran und Moskau gebildet. Gleichsam als Gegengewicht bei der Neugestaltung des Verhältnisses zu den USA.

Und auch das Verhältnis zur arabischen Welt hat sich merklich entspannt. Mit Saudi-Arabien zum Beispiel, das ja als Vormacht des fundamentalistisch-sunnitischen Islam im-

mer eine Art natürlicher Rivale des schiitischen Iran war, hatte es zeitweilig schwere Spannungen gegeben. Und zwar nicht zuletzt aufgrund der Kooperation Riads mit Washington. Hier hat sich ein Annäherungsprozeß vollzogen. Der Graben zum Kriegsgegner Irak hingegen ist trotz mancher Wirtschaftskontakte immer noch sehr tief. Zumal Saddam Hussein nach wie vor die linksgerichtete Oppositionsgruppe der Mudschahe-din-e Khalq von irakischem Territorium aus Attentate im Iran begehen läßt. Und im benachbarten Afghanistan hat Teheran mit dem sunnitischen Taliban-Regime, das die dortigen Schiiten zu dominieren und zeitweise sogar zu drangsalieren versucht, einen neuen Feind entdeckt. Mit den Ägyptern hingegen möchte Iran gerne wieder diplomatische Beziehungen aufnehmen. Ein Wunsch, dem Kairo zwar grundsätzlich gerne entsprechen würde, den es jedoch mit dem Argument abschlägt, daß dies solange nicht möglich sei, als in Teheran eine Straße den Namen des Mörders von Präsident Sadat trägt. Wieder ein Beispiel dafür, wie Iran in den Fallstricken der Vergangenheit verheddert ist.

All diese Neupositionierungen zeigen, daß sich die Islamische Republik in einem Wandlungsprozeß befindet. Daß die ideologische Dimension ab- und der Pragmatismus zunimmt. Trotzdem wird sie bis auf weiteres in einem Schwebezustand verharren – zwischen den Denkmustern und Werten der Revolution, die immer mehr Vergangenheit wird, und der allein aus ökonomischen Gründen dringend nötigen Wiedereingliederung in das internationale Staatensystem.

GLOSSAR



Das Äußere der Moschee in Soltaniyeh. Kolorierter Stich aus dem 19. Jahrhundert

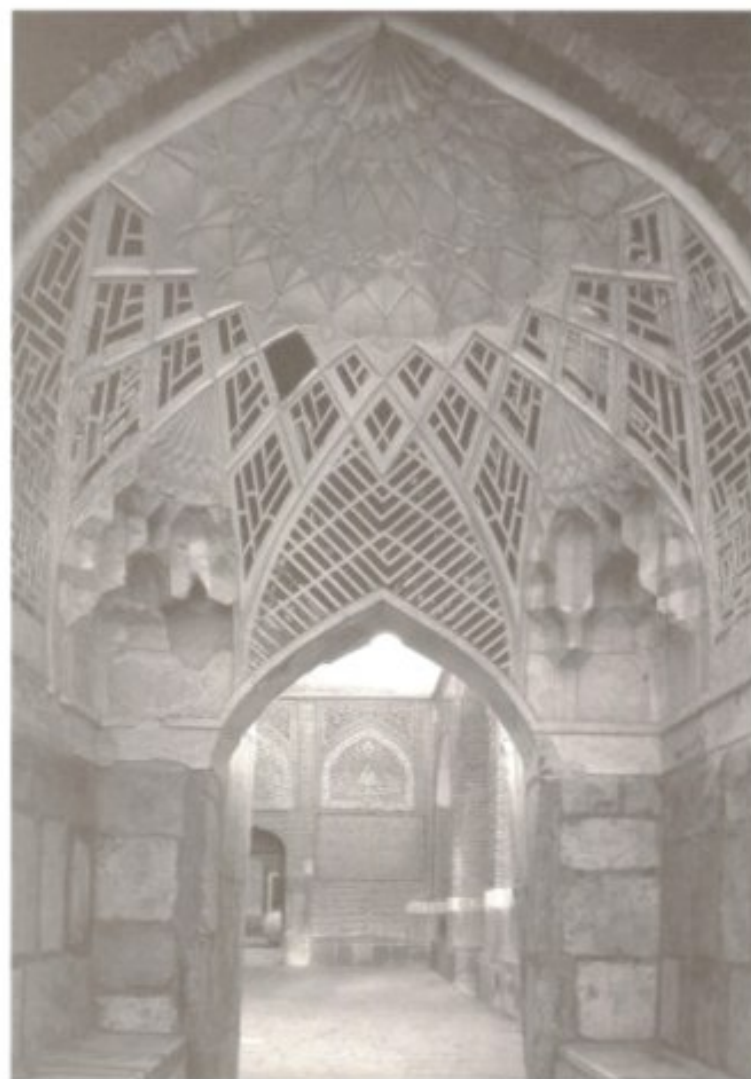
IM ANHANG: DIE ZEITTAFEL

Boyle, John: *Persia. History and Heritage*. London 1978
Ehteshami, Anoushiravan: *After Khomeini. The Iranian second republic*. London 1995
du. Zeitschrift der Kultur: *Iran. Drei Wege nach Isfahan*. Zürich 1995
Dutz, Werner u. Matheson, Sylvia: *From Pasargadae to Darab*. Teheran 1997
Farmanfarmaian, Manucher u. Roxane: *Blood and Oil. Memoirs of a Persian Prince*. New York 1997
Fasai, Mohammed S.: *The Keiv Safari*. Negar, Teheran 1996
Halm, Heinz: *Der schiitische Islam. Von der Religion zur Revolution*. München 1994

Hottinger, Arnold: *Islamischer Fundamentalismus*. Zürich 1993
Hrouda, Barthel (Hg.): *Der Alte Orient. Geschichte und Kultur des alten Vorderasiens*. München 1991
Hourcade, Bernard u. Richard, Yann: *Téhéran. Au dessous du volcan*. Paris 1997
Hureau, Jean: *Reise durch den Iran*. Yassavoli, Teheran 1997
Kaster, Heinrich: *Iran heute*. Düsseldorf 1974
Mackey, Sandra: *The Iranians. Persia, Islam and the soul of a nation*. New York 1996
Mottabede, Roy: *Der Mantel des Propheten oder das Leben eines persischen Mullahs zwischen*

Religion und Politik. München 1988
Rashad, Mahmoud: *Iran – Geschichte, Kultur und lebendige Traditionen*. Köln 1998
Renz, Alfred: *Geschichte und Stätten des Islam von Spanien bis Indien*. München 1977
Schweizer, Gerhard: *Iran. Drehscheibe zwischen Ost und West*. Stuttgart 1991
Simpson, John: *Behind Iranian lines. Travels through revolutionary Iran and the persian past*. London 1988
Stark, Freya: *Im Tal der Mörder. Eine Europäerin im Persien der 30er Jahre*. Stuttgart 1991

Steinbach, Udo/Werner Ende (Hg.): *Der Islam in der Gegenwart*. München 1984
Steinbach, Udo u. a. (Hg.): *Politisches Lexikon Nord-/Nordafrika*. München 1994
Stevens, Roger: *The Land of the Great Sophy*. London 1962
Stodte, Claudia: *Iran*. Bremen 1999
Weiss, Walter M./Kurt-Michael Westermann: *Der Basar. Mittelpunkt des Lebens in der islamischen Welt*. Wien/München 1994/2000
Winkler, Kirsten: *KulturSchock Iran*. Bielefeld 1995
Wood, Vivian C.: *Iran and Iranians*. Teheran 1998



Ardebil: Hof des Scheich Safi ad-Din-Mausoleums

GLOSSAR

*Pflicht – Besichtigung unerlässlich
Kür – Besichtigung empfehlenswert, aber kein „Muß“*

engen, steilen Gäßchen gibt es zwei Derwisch-Klöster, mehrere Moscheen und ein Imamzadeh zu entdecken, deren Baukerne bis ins 14. Jh. zurückreichen. Schenswert auch der am Ortsrand direkt an der Straße gelegene Friedhof, auf dessen Grabsteinen noch manch vorislamisches Symbol prangt.

ALAMUT

Diese berühmteste aus einer Kette von Burgen, die sich vor rund 1300 Jahren die kriegerischen Stämme der Dailamiten im westlichen Elburs-Gebirge gebaut haben, befindet sich, gelinde gesagt, in schlechtem Zustand und ist obendrein sehr schwierig erreichbar. Doch wer die Anfahrt von Qazwin durch das Taleqan-Gebirge und das Tal des gleichnamigen Flusses auf sich nimmt und zuletzt auch den Anstieg über den steilen Fußpfad meistert, genießt nicht nur ein extrem beeindruckendes Bergpanorama. Er versteht auch, weshalb um 1090 ein gewisser Hassan-e Sabbah, der Gründer der berühmten Assassinen-Sekte, diesen Ort eroberte und zum Hauptstützpunkt erkor.

ABYANEH

70 km südöstlich von Kashan liegt unweit des 3900 m hohen Berges Karkas an einer Nebenstraße, die Richtung Isfahan führt, dieses Juwel traditioneller iranischer Dorfarchitektur. Sein Ensemble aus Backstein- und Lehmhäusern, die größtenteils aus safawidischer Zeit stammen, wurde von der UNESCO zum kulturellen Erbe der Menschheit erklärt. Auf einem Spaziergang durch die



Dach- und Hauslandschaft in Abyaneh



Blick von der Zitadelle auf die Ruinen von Bam

ARDEBIL

Die rund 70 km westlich der Kaspischen Küste in einem Hochtal gelegene Provinzhauptstadt erlebte im 17. Jh. eine Blüte als Handelszentrum. Heute wäre sie von bloß regionaler Bedeutung, befände sich in ihr nicht das Grabmal von Scheich Safi ad-Din, seines Zeichens Ahnvater der Safawiden-Dynastie und Ordensgründer, der dem Schiitentum den Weg zur Staatsreligion bereitete. Rund um das Heiligtum wuchs im Laufe der Zeit ein weitläufiger, teilweise mit kunstvollen Fayencefliesen verzierter Gebäudekomplex heran, der ein Kloster, mehrere andere Grabräume und ein Museum für hochwertiges Kunsthandwerk umfaßt. Einen Abstecher in den Vorort **Kalkhoran** (3 km Richtung Nordosten) lohnt das dortige, freilich vergleichsweise schlichte Mausoleum Scheich Djabrils, des Vaters von Scheich Safi ad-Din.

BAM

120 km südöstlich von Mahan erhebt sich nahe der Hauptstraße Richtung Pakistan eine der eindrucksvollsten mittelalterlichen

Festungstädte des Landes. Arg-e Bam, vermutlich unter den Sassaniden gegründet, im 18. Jh. von den einfallenden Afghanen größtenteils zerstört und als Ruine von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt, wurde zur Gänze aus Lehmziegeln errichtet und bedeckt eine Fläche von 25 ha. Die heute sichtbaren Reste, zu denen neben der mächtigen Zitadelle und der mit 29 Turmbastionen verstärkten Stadtmauer unter anderem etliche Wohnhäuser, ein Basar sowie mehrere Moscheen und Karawansereien gehören, stammen fast ausnahmslos aus safawidischer Zeit.

BISHAPUR

Auf die Überreste dieser sassanidischen Königsstadt stößt man ca. zwanzig Autominuten nordwestlich von Kazerun, unweit der Hauptverbindung zwischen Schiras und Ahvaz. Es war Shapur I., der sie 266 nach seinem Sieg über die Römer auf den Fundamenten elamischer und parthischer Siedlungen bauen ließ. Erhalten blieben u. a. ein weitläufiger Palastkomplex (bemerkenswert: die von zahllosen Nischen gesäumte



Damghan, Arkadengang der Tarikhaneh-Moschee



Ruine des Palastes Artaschir I. in Firuzabad

Empfangshalle), ein Tempel und die Reste eines Ehrendenkmals. Ein Stück weiter östlich finden sich entlang den Wänden der Schlucht **Tang-e Chowgan**, von einer sassanidischen Festung bewacht, sechs spektakuläre Felsreliefs. Flußaufwärts und rund 400 m über der Talsohle liegt der Eingang in die **Mundan-Höhle**, in der einst die berühmte, aus einem Fels gehauene Monumentalstatue Shapur I. stand.

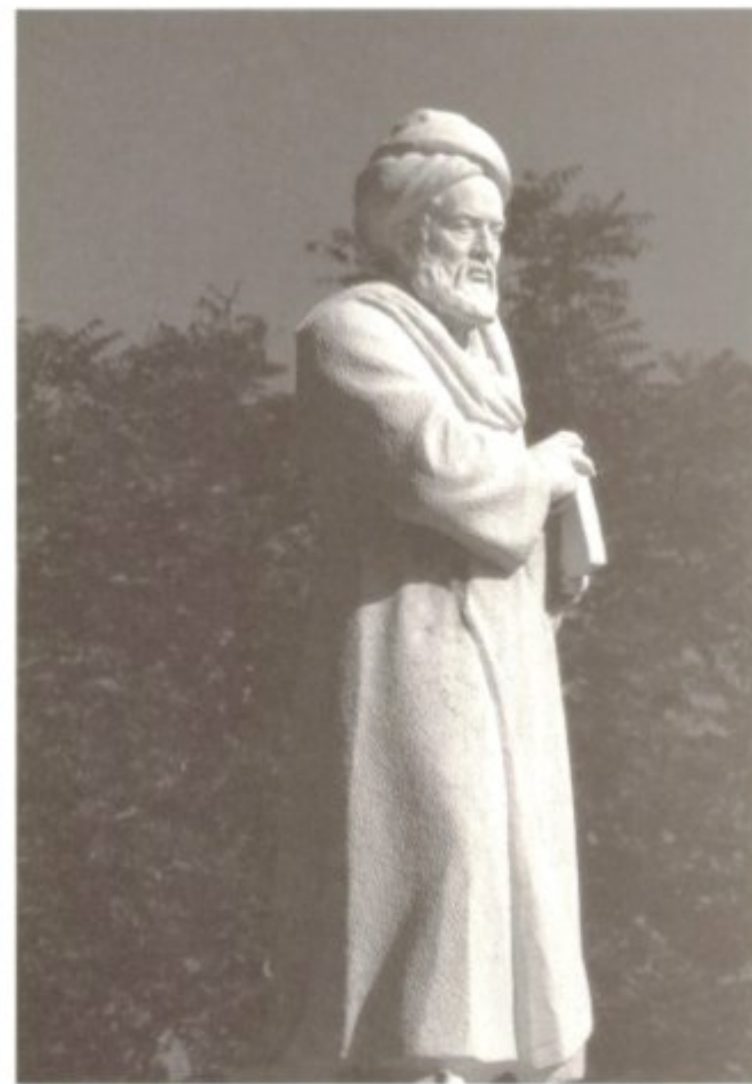
CHOGHA ZANBIL

Die Reste der elamischen Tempelstadt Dur Untash alias Chogha Zanbil gelten zu Recht als eine der unbestrittenen Vier-Sterne-Sehenswürdigkeiten des Landes. Attraktion ist die im Zentrum des heiligen Bezirks in den meist wolkenlosen Himmel ragende Zikkurat – immerhin der einzige halbwegs gut erhaltene und noch dazu erstklassig restaurierte Stufenturm dieser Art im Iran. Die unterste der ursprünglich fünf Stufen hat eine Seitenlänge von 105 m, die Gesamthöhe betrug anfänglich (den längst verschwundenen Hochtempel mit eingerechnet) über 52 m. Am Rande beachtenswert: die

Empfangshalle), ein Tempel und die Reste eines Ehrendenkmals. Ein Stück weiter östlich finden sich entlang den Wänden der Schlucht **Tang-e Chowgan**, von einer sassanidischen Festung bewacht, sechs spektakuläre Felsreliefs. Flußaufwärts und rund 400 m über der Talsohle liegt der Eingang in die **Mundan-Höhle**, in der einst die berühmte, aus einem Fels gehauene Monumentalstatue Shapur I. stand.

DAMGHAN

Obwohl diese Stadt an der Seidenstraße (ca. 340 km östlich von Teheran) im Laufe ihrer langen Geschichte unzählige Male verwüstet wurde, haben sich hier etliche kostbare Bauwerke erhalten: eine Freitagsmoschee aus dem 11. Jh., deren Minarett das älteste Kachelfries des Landes zierte; weiters ein Imamzadeh sowie die zwei Grabtürme Pir-e Alamdar und Chehel Dokhtar (alle 11. Jh.), eine Freitagsmoschee mit seldschukischem Ziegelminarett und, vor allem, die im Kern aus dem 8. Jh. stammende Tarikhaneh-Moschee. 3 km außerhalb bezeugt das Grabungsgelände des **Tepe Hissar**, wie lange schon, nämlich fast 6000 Jahre



Denkmal für Avicenna in Hamadan

hindurch, in dieser Gegend Menschen siedeln.

FIRUZABAD

Rund 120 km südlich von Schiras, inmitten des Stammesgebiets der Qashqai-Nomaden finden sich die Ruinen der von Artaschir I. im 3. Jh. n. Chr. gegründeten Stadt Artaschir Khurch. Der Grundriß der wie auf dem Reißbrett geplanten Rundstadt, die später in Gur umgetauft wurde, ist heute nur noch an einem Erdwall und einer, in der Kreismitte rund 30 m emporragenden Turmruine aus Bruchstein erkennbar. Weit imposanter wirkt der Palast Artaschir I., der sich 5 km nördlich am Ufer eines kleinen Quellsees erhebt. Ebenfalls einen Besuch wert ist die ganz in der Nähe hoch über der Schlucht Tang-e Abthronende frühsassanidische Burg **Qaleh Dokhtar**. Sie ist wegen eines Defekts der Standseilbahn nur über einen steilen Fußpfad zu erreichen.


GONBAD-E QABUS

Diese östlich des Kaspischen Sees gelegene, mehrheitlich von Turkmenen

bevölkerte Stadt wäre nach touristischen Kriterien nicht weiter erwähnenswert, ragte nicht in ihrer Mitte auf einem 15 m hohen, künstlichen Hügel ein einzigartiges Monument in den Himmel: der Grabturm des Qabus ibn Wushmgir. 55 m hoch, 10 m dick und bis auf zwei schlichte Schriftbänder bar jeden Schmucks, gilt dieser im Jahr 1006 aus Ziegeln geschichtete, zylindrische Riesenfingerring als Vorgängerbau aller weiteren Grabtürme im Iran.

HAMADAN

Diese von den Griechen Ekbatana genannte, in über 1800 m Seehöhe am Fuß des Berges Kuh-e Alvand gelegene Siedlung gilt als älteste permanent bewohnte Stadt des persischen Hochlandes, ja als eine der ältesten Städte der Welt überhaupt. Der Legende nach auf eine Gründung des mythischen Königs Dschamschid zurückgehend, diente sie den Medern und später auch den Achaimeniden, Parthern und Sassaniden als Residenzstadt. Im späten 12. Jh. regierte von ihr aus ein Zweig der Seldschuken. Schon ein Jahrhundert zuvor erlebte sie als Wohnort



WALTER M. WEISS, geboren 1961 in Wien, langjährige journalistische Tätigkeit für Zeitschriften, u. a. als Chefredakteur für *Ikarus*, *Skylines* und *Diners Club Magazin*. Seit 1993 freier Autor mit Themenschwerpunkt „Islamische Länder“. Publizistische Tätigkeit für *GEO*, *Die Zeit*, *Merian*, *Weltwoche* u. v. m. Buchveröffentlichungen: zahlreiche Kultur- und Reiseführer, v. a. bei DuMont (u. a. *Wien*, *Salzburg*, *Venedig* und der *Kunstreiseführer Niederösterreich*), *Bibliothek des Orients*, *Auf den Spuren von Wolfgang Amadeus Mozart* und *Nationalpark Hobe Tauern* im Verlag Brandstätter. Lebt in Wien.

KURT-MICHAEL WESTERMANN, geboren 1951 bei Hamburg. Eine frühe Orientreise hat ihn zur Reportagephotographie gebracht. Seither arbeitet er für Magazine wie *Art*, *GEO*, *Stern*, *Holiday*, *Globo*, *Vogue*, *Zeit-Magazin* und für Agenturen. Buchveröffentlichungen: u. a. *Bibliothek des Orients*, *Nationalpark Hobe Tauern*, *Das Salzkammergut* und *Das Viertel unter dem Wienerwald* im Verlag Brandstätter, *Ingeborg Bachmann in Ägypten* bei Deuticke sowie *Attersee – Malen und Leben*; umfangreiche internationale Ausstellungen. Lebt in Hamburg und Wien.

Bibliothek des Orients
im Verlag Christian Brandstätter

DER BASAR
*Mittelpunkt des Lebens
in der islamischen Welt*

ÄGYPTEN
Die Wiege der Götter

**VEREINIGTE ARABISCHE EMIRATE
UND OMAN**
Zwei Perlen in der Wüste



Sagenumwoben und
vielfach verkannt:
Das alte Persien
und der neue Iran

Diese Reise sollte sich niemand
entgehen lassen, denn sie führt
in ein Land voller Wunder und
unermesslicher Kulturschätze –
ohne dabei auf Aktuelles zu
verzichten: Gewohnt um-
fassend, sensibel und vor allem
kenntnisreich erzählen Walter
M. Weiss und Kurt-Michael
Westermann in Texten und
Bildern vom Iran, von seinen
Menschen, seiner Gegenwart
und von seiner großen
Geschichte.



ISBN 3-85447-857-7



9 783854 478577